

Mitmachen

ELM Hermannsburg | Partner in Mission

WIDER DEN RASSISMUS: EINE BLEIBENDE AUFGABE

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

war es das jetzt? Haben wir das Thema damit jetzt abgearbeitet? Sind wir jetzt die Guten, die sich seit Monaten darüber einen Kopf gemacht haben, wie dieses unangenehme Phänomen in unserer Gesellschaft, Kirche, gar in uns selbst angemessen zwischen zwei Umschlagseiten zu pressen sei? Können wir dann dieses Thema ad acta legen und uns anderen Themen zuwenden?

Zwei Schwalben machen noch keinen Sommer, heißt es. Zwei Hefte über Rassismus verursachen noch nicht einmal eine Schneeschmelze! Ganz ehrlich? Mich beschleichen, je länger ich mich mit diesem Thema auseinandersetze, Zweifel an jeglichem Anspruch, dem Rassismus unserer Zeit auch nur annähernd auf die Spur zu kommen. Und fast scheint es mir, als entziehe er sich ohnehin einer einfachen Betrachtungsweise, kommt er doch in so vielen Verkleidungen daher: Individuell verdrückt, offen aggressiv, strukturell ausgrenzend, zwischenmenschlich subtil oder mit gewalttätigem Vernichtungswillen. Und manchmal verbündet er sich gar mit anderen Formen der Unterdrückung, als reiche es nicht, aufgrund der Hautfarbe diskriminiert zu werden, als brauchte es noch die Herabwürdigung und die Missachtung grundlegender menschlicher Rechte aufgrund des Geschlechts oder der sexuellen Orientierung.

Es ist ein tastendes Sich-Annähern an ein Problem, das einen nicht kalt lassen kann. Gut so! Denn jeder Artikel, den wir erhalten haben, konfrontiert uns ein Stück mehr mit der Komplexität des Phänomens Rassismus und unserer eigenen (auch schuldhaften) Verflochtenheit mit ihm: als Mensch, als Christ*in, als kirchliche Organisation und diese als Partner von außereuropäischen Kirchen mit ihrem jeweils eigenen kulturellen, ethnischen, religiösen, wirtschaftlichen und sozialen Umfeld. Darum wollen wir diesmal auch selbstkritisch auf uns selbst und unsere Geschichte schauen. Und wir schauen beispielhaft in ein paar Länder unserer Partnerkirchen und betrachten ihre Erfahrungen mit Rassismus.

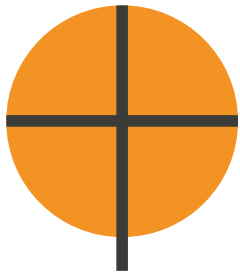
Uns ist bewusst, dass diese beiden Hefte zum Thema „Rassismus“, die wir Ihnen vorgelegt haben, nur eine Momentaufnahme sind, nicht mehr als ein Schlaglicht und doch nicht weniger als eine Einladung, mit uns weiter an diesem Thema zu arbeiten. Denn nein, das war es nicht – noch lange nicht! Die beiden Hefte waren im besten Fall ein Anfang, mit Ihnen ins Gespräch zu kommen, im schlimmsten Fall ein Alibi-Projekt fürs gute Gewissen. Aber das wäre schlimmer, als gar kein Heft zu dem Thema gemacht zu haben, finde ich! Darum freuen wir uns auf Ihre Kommentare, eigenen Erfahrungen und Anregungen. Denn auch in kommenden Heften werden wir uns immer wieder diesem Thema stellen...

Bis dahin wünsche ich Ihnen eine spannende und erkenntnisreiche Lektüre, ein gesegnetes, friedliches und gesundes Weihnachtsfest und einen guten Start in ein neues Jahr

Ihr

Dirk Freudenthal
Redaktion Mitmachen

Wir mussten uns Zeit nehmen, zuzuhören



Eine Andacht von Dr. Karl-Hinrich Manzke, Bischof der
Ev.-luth. Landeskirche Schaumburg-Lippe

*„Zuletzt, Brüder und
Schwestern, freut euch,
lasst euch zurecht bringen,
lasst euch mahnen, habt
einerlei Sinn, haltet
Frieden! So wird der Gott
der Liebe und des Friedens
mit euch sein.“
(2. Korinther 13,11)*

A

Als ich im Jahre 1994 vom Bischof der Hannoverschen Landeskirche beauftragt wurde, die Leitung des Predigerseminars Imbshausen zu übernehmen, war ich entschlossen, die Erfahrungen aus Soltau mitzunehmen in diesen Dienst. Ordiniert wurde ich in der St. Johanskirche zu Soltau im Oktober 1988. Ich fühle mich dieser Gemeinde bis zum heutigen Tag eng verbunden. Auch deshalb, weil sie seinerzeit in der Nähe zum Hermannsburger Missionswerk die missionarische Dimension kirchlichen Handelns unter jeweils veränderten Bedingungen mit in das Zentrum ihres Lebens als Kirchengemeinde rückte. Ein jährliches Missionsfest gehörte zum Bestand der Kirchengemeinde, ebenso die Unterstützung von Missionaren, die, durch das ELM ausgebildet, in die Partnerkirchen entsandt wurden. Viele Hauskreise pflegten das biblische Gespräch und das Bibel-Teilen, wie es Ludwig Harms einst in der Heide etabliert hat.

Verteidigung der Tradition oder rassistische Argumentationsfiguren?

In den Jahren in Imbshausen gehörten für mich deshalb Studienreisen in die Partnerkirchen der Hannoverschen Landeskirche, die zugleich mit dem ELM verbunden sind, zum Standard in der Ausbildung. Im Jahre 1997 war ich, unterstützt durch den damaligen Südamerika-Referenten des ELM, Pastor Helmut Burger, zu Gast in der IECLB. Wir besuchten Kirchengemeinden im Süden Brasiliens und erlebten dort neue Formen gemeinsamer Arbeit in der IECLB. Die Arbeit mit den Landlosen, die Arbeit mit den Indigenen, die Bildungs- und Sozialarbeit mit kleinbäuerlichen Familien. Es war in jenen Jahren durchaus ein Wagnis für Pastorinnen und Pastoren in der IECLB, diese neu entstehenden Arbeitsbereiche im pastoralen Dienst mit Entschiedenheit anzugehen.

Wir waren bei der Besuchsreise von Gemeinde zu Gemeinde in der Regel bei den deutschstämmigen Gemeindegliedern untergebracht. Und wir ernteten in der Regel völliges Unverständnis, wenn wir die neuen Projekte der Gemeindeglieder lobten. Die Nachkommen der deutschen Auswanderer des 19. Jahrhunderts wollten uns vermitteln, dass die Integration von Menschen mit anderen religiösen, sozialen und kulturellen Prägungen in ihre lutherisch und europäisch geprägten Gemeinden nicht möglich sei bzw. zwangsläufig zu deren Auflösung führen würde. Sie beriefen sich vehement auf die Prägung durch das ELM, seine Missionare und die deutsche lutherische Theologie, wenn sie forderten, Distanz zu halten zu den Landlosen, den Indigenen und den kleinbäuerlichen Familien, die nicht aus europäischen Kontexten kamen. Und wir begegneten dem Vorwurf, dass sie, die ihr Gemeindeleben darauf konzentrierten, die Hermannsburger Überlieferung hochzuhalten, sie nun gegen neue Tendenzen des ELM und des europäischen Luthertums verteidigen müssten. „Ihr verrätet Hermannsburg, die Tradition des Missionswerks und das deutsche Luthertum, wenn ihr kulturelle, soziale, rassische und religiöse Grenzen verwischen wollt!“ –

so hielten sie uns mehr oder weniger unverblümt entgegen. Wir begegneten, aus heutiger Sicht gesehen, rassistisch zu nennenden Aussagen!

Die Notwendigkeit vorsichtigen Urteilens

Bei Besuchen im südlichen Afrika im Jahre 2012 begegneten mir ähnliche Argumentationsfiguren! In durch die Hermannsburger Mission geprägten Kirchengemeinden, die mit Unverständnis auf Projekte der deutschen Kirchen und auch des ELM reagierten, Gemeinden zu unterstützen, in denen Schwarze, Weiße und Coloured People miteinander lebten.

In den Wochen in Brasilien in 1994 habe ich das erste Mal am eigenen Leibe gespürt, dass die missionarischen Aktivitäten durch uns, die Europäer, in heutigen Kontexten sehr disparat beurteilt werden. Aus heutiger Sicht werden Entwicklungen und Aktivitäten der Kirchen aus dem 19. und 20. Jahrhundert als mit rassistischem Hintergrund versehen beurteilt, was den Akteuren von einst, was ihre Haltung und ihr Tun betrifft, gewiss nicht in vollem Umfang gerecht wird und die Frage ihres kulturellen, sozialen und religiösen Wirkens auf eine einzige Dimension reduziert. Gleichwohl muss man dieses Urteil, möglichst ohne sofortige Empörung, zur Kenntnis nehmen.

Wozu führte die Konfrontation mit jenem beschriebenen Unverständnis bei den deutschen Gemeinden in der IECLB bei uns, den Studierenden aus Deutschland? Zunächst dazu, dass wir uns herausgefordert fühlten, die Geschichte der Mission und die heutigen Herausforderungen sehr differenziert zu beurteilen. Dann zu sehr viel mehr Bescheidenheit in der Anwendung heutiger Kategorien, Erkenntnisse und Urteile auf eine Zeit, in der Rassismus, Interkulturalität völlig anders beurteilt wurden als in heutigen Zeiten, ohne dass man den Menschen und damaligen Akteuren sofort und immer blanken Rassismus

unterstellen muss. Schließlich zu der Notwendigkeit, sehr viel vorsichtiger zu urteilen. Es gilt, im Kontext heutiger Begegnung zwischen Menschen aus Kirchen in unterschiedlichen Kontexten darum, zunächst die Erzählungen gelten zu lassen, in denen jede und jeder den Weg der eigenen Glaubens- und Sozialgeschichte entfaltet.

„Christenmenschen sollten sich das abverlangen...“

Als wir, die Trägerkirchen des ELM, beispielsweise bei einer Begegnung mit den Partnerkirchen im Jahre 2015 in Addis Abeba zu Gast waren, wurde uns sehr deutlich von den Partnerkirchen die Frage entgegengehalten, warum wir der Frage der Segnung Gleichgeschlechtlicher so hohen Rang geben in unseren Kirchen. So empfinden sie es jedenfalls. Wir mussten und wollten uns Zeit nehmen, zu schildern, welche Bedeutung die Frage in unseren kulturellen Kontexten genau hat; wir machten dabei auch die Differenzen unter uns Europäern deutlich! Wir mussten uns dafür Zeit nehmen, zuzuhören, welche Bedeutung und Konnotation diese Frage in afrikanischen, indischen und südafrikanischen Kontexten hat. Und wir wollten uns in allem durch das tägliche Bibel-Teilen vergewissern, dass jeder und jede von uns in ihren kulturellen Kontexten die Heilige Schrift als Gradmesser und Richtschnur des eigenen Handelns und des kirchlichen Lebens glaubwürdig festhält. Christenmenschen sollten sich das abverlangen, sich zurecht bringen zu lassen, wenn sie irren, sich gegenseitig zu mahnen und Respekt zu behalten voreinander, bei sehr unterschiedlichen Haltungen und Entscheidungen in ethischen Fragen. In der Regel sind zwischen Christenmenschen Vorwürfe, empörte Äußerungen und Hinweise auf den vermeintlichen Rassismus des jeweils anderen eher ungeeignet, um eine geschwisterliche Gesprächsebene zu finden. Wenn das gelingt, ist das über kulturelle Differenzen hinweg erfolgende gemeinsame Agieren gegen jegliche Form von blankem Rassismus möglich und wirksam!

Dr. Karl-Hinrich Manzke
Landesbischof

Zwischen Kritik und Auftrag

Rassismus: Vom Umgang
als Missionswerk mit einem
schwierigen Thema.
Von ELM-Direktor
Michael Thiel

M

itmachen zum Thema „Black lives matter“ liegt nun vor und es gibt unterschiedliche Rückmeldungen. Auf der einen Seite sehr viel Positives, dass das Missionswerk dieses Thema in dieser Weise angepackt hat. Dann aber auch Kritisches. Menschen fühlen sich in ihrer Arbeitsleistung bewertet und verletzt. Rassismus ist ein Stichwort, mit dem wir uns nicht leicht tun. Da sind zum Beispiel die

Menschen, die beschreiben, wie sie sich aufgrund ihrer Hautfarbe rassistisch behandelt und diskriminiert fühlen. Das sind sehr persönliche Eindrücke, zu denen niemand sagen kann: „Richtig!“ oder „Falsch!“

Dann gibt es Menschen, die von sich sagen würden: „Ich bin nicht rassistisch.“ Ihnen wird entgegengehalten, dass sie aber auf Grund ihrer Hautfarbe, ihrer Bildung und ihrer Herkunft im Vergleich zu anderen privilegiert sind und deshalb ohne eigenes Zutun Teil einer Kultur, um nicht zu sagen eines Systems sind, das Rassismus hervorruft. Sie fragen sich: „Muss ich Teil von etwas sein, was ich selbst nicht wahrnehme, aber andere mir zuschreiben? Ist das nicht auch eine Form von Rassismus?“

Wieder andere haben sich unter schwierigen Bedingungen und zum Teil mit großen persönlichen Opfern gerade für Menschen eingesetzt, die ihnen nun mit dem Vorwurf, rassistisch gehandelt zu haben, entgegen kommen.

Und schließlich gibt es in den gleichen Kontexten Menschen auf allen Seiten, die selbst ihre Erfahrungen anders einordnen und nicht von Rassismus sprechen, sondern für die gemeinsamen guten Erfahrungen dankbar sind.

Das Thema beschreitet also kein einfaches Terrain. Es macht deutlich, wie unterschiedlich die Perspektiven auf die scheinbar gleiche Situation sein können, je nachdem welche Perspektive ich selbst einnehme. Im Kontext der Mission kommt noch eine Argumentationsebene dazu, die das gegenseitige Verstehen nicht einfacher macht. Die Berufung auf den Auftrag Jesu „Gehet hin in alle Welt ...“ (Matthäus 28, 19 f) bringt eine Autorität ins Spiel, die als Schöpfer aller Menschen dem Thema enthoben ist und Menschen in die Pflicht nimmt.

Geprägt durch einen Eurozentrismus

Alle Menschen sind Kinder ihrer Zeit. Sie haben Teil an den kulturellen Wertvorstellungen und dem Verständnis der Welt. Die Zeit des Kolonialismus ist geprägt durch einen Eurozentrismus. Von Europa aus, genauer genommen vor allem von den seefahrenden Staaten aus, wurde die Welt erobert und eingeteilt. Da ging es um Einfluss, Macht, Handel und Handelswege. Selbstverständlich hatten sich die Kolonien jeweils der Sprache, dem Rechtssystem und der Kultur der Herrschenden zu beugen.

In der Startphase der Hermannsburger Mission kann man solche Spuren entdecken. Die Umsetzung der Vision von Missionsgründer Ludwig Harms wird so zusammengefasst: „Kurz, es war ein christliches Dorf deutscher Prägung, das nach Übersee verpflanzt wurde. Genau das war die Absicht von L. Harms: durch das Vorbild eines geordneten Gemeinwesens Afrikanern einen Anreiz zu geben, sich zu Christus zu bekehren und das Leben der Gruppe (gemeint sind die entsandten Siedler und Missionare) nachzuahmen. Die in Braunschweig-Lüneburg gültige >Lüneburgische Kirchenordnung< von 1663 sollte die Grundlage sein, die verpflanzte Gemeinde Glied der Landeskirche Hannovers bleiben, die mitgegebene Ordnung ein geregeltes Zusammenleben ermöglichen.“ (Ludwig Harms, Grüße alle meine Kinder, die weißen und die schwarzen ..., Hrsg. E.-A. Lüdemann, Hermannsburg 1998, S. 12)

Christlicher Glaube war auch in dem Gewand deutscher Kultur und Lebensethik der Inhalt missionarischen Handelns. Auch wenn Harms sich von den Kolonialmächten deutlich abgrenzen wollte, darum lieber mit einem eigenen Schiff fuhr und nicht mit den Schiffen der Kolonialisten, war er und die ganze Bewegung vom Zeitgeist beeinflusst und geprägt.

Dieses zu schreiben, heißt nicht, jemanden zu verurteilen, sondern sensibel zu werden für die Strukturen, die Menschen durch das Evangelium in Christus frei machen wollen, aber sie zugleich in neue, zu ihrem eigenen Werden und Sein nicht in jedem Fall passenden Strukturen und Denkformen zu zwingen. Die Rede von dem „Vorbild eines geordneten Gemeinwesens“ ist hier aufdeckend. Man erwartete also, dass es in Afrika keine Ordnung gab und ein Vorbild zur Orientierung und Aneignung nötig ist.

Was wir heute als Rassismus bezeichnen, ist ganz tief in der Menschheitsgeschichte verankert. Seit es Menschen gibt, begegnen sie den Fremden mit Skepsis und Vorsicht. Kommen sie in Frieden? Sind sie uns überlegen? Das schnell zu beurteilen, war in der Frühzeit überlebenswichtig für die eigene Gruppe. Angst und der Überlebenswille bestimmten in den Begegnungen mit Fremden die Energien.

Erst die weitere Entwicklung und die zunehmende Kenntnis voneinander im globalen Kontext lässt die Begegnungen sich neu ausrichten mit den Facetten gegenseitigen Respekts, partnerschaftlichen Handelns und sogar Voneinander-Lernens.

Als Missionswerk respektvoll und sensibel handeln

Als Missionswerk sind wir Teil dieser Entwicklung. Nicht immer Vorreiter. Dabei sollten uns viele Hinweise in der Bibel schon längst sensibilisiert haben, dass es bei Gott keinen Unterschied gibt. „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus.“ (Galater 3, 28) Was hier zunächst auf die Gemeinschaft der Gemeinde fokussiert, muss nach der knappen Bemerkung in der Schöpfungsgeschichte wohl auch für alle Menschen, unabhängig von ihrem Glauben aus der Perspektive Gottes so verstanden werden. (Vgl. dazu 1. Mose 1, 27. Die Ebenbildlichkeit Gottes wird als Gemeinschaft von Mann und Frau bestimmt. Unabhängig von Bund, Sprache oder anderen Merkmalen. Der Mensch in Gemeinschaft ist Ebenbild Gottes.)

Wenn wir uns heute als Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit diesem Thema beschäftigen, dann geht es vor allem darum, die Zusammenarbeit und das Zusammenleben mit den unterschiedlichsten Menschen in den Kontakten des Alltags und des beruflichen Umfeldes sensibel zu gestalten. Im Kleinen und manchmal unscheinbar und unbemerkt, gelegentlich sogar mit den „besten Absichten“ werden Menschen aber schnell fremdbestimmt, einer Gruppe zugeordnet und mit Erwartungen konfrontiert, beurteilt, nicht ernst genommen, deklassiert. Die Liste der Verletzungen lässt sich leicht verlängern. Weiße Nordeuropäer*innen sind da durch ihren kulturellen Zusammenhang eher privilegiert.

Es bleibt für uns im Missionswerk eine Aufgabe, allen Menschen mit dem nötigen Respekt und Sensibilität zu begegnen, wie es im 1. Petrusbrief 3, 15f im Blick auf das Bekenntnis zu Christus heißt: „Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist, und das mit Sanftmut und Ehrfurcht.“

Michael Thiel, Direktor des Ev.-luth. Missionswerks in Niedersachsen

Ist Rassismus ein Thema in der Partnerschaftsarbeit?

Ein persönlicher Beitrag von Anke Meckfessel

R

assismus ist ein Thema in der Partnerschaftsarbeit, denn es ist in unserer Gesellschaft, so wie sie durch Traditionen, Geschichte und Gegenwart geprägt ist, immer ein Thema. Das hat zum einen mit unserer Geschichte von Kolonialismus und den Folgen von Mission zu tun. Zum anderen auch damit, dass wir gegenwärtig in unserer Gesellschaft differenzierte Diskurse gestalten, damit sich jede Person mit ihrer eigenen Identität als Individuum wahrgenommen weiß. Diese Ausdifferenzierung der Gesellschaft ist sehr positiv, da wir herausgefordert sind, uns von jeder Art der Klassifizierung von Menschengruppen freizumachen. Diese Übergänge erfordern Reflexion und Nachdenken. Mit meinen Beobachtungen möchte ich einen Beitrag dazu leisten, sehr persönlich und subjektiv aus meiner ganz eigenen Wahrnehmung und aufgrund meiner Erfahrungen.

Eine Verabredung mit zwei Freundinnen an einem Samstag. Normalerweise melde ich mich, wenn ich mich verspäten werde. „Ach“, denke ich, „so ganz pünktlich muss ich nicht sein, die beiden kommen ja aus Südafrika.“ Ich melde mich also nicht.

Ein Telefonat mit einer Freundin, bei der sich eine große berufliche Veränderung abzeichnet. Ich freue mich sehr für sie, bin aber auch traurig, dass sich dann unser Kontakt vielleicht verändern wird und sage: „In dem kleinen schwarzen Stück in meinem Herzen wünsche ich mir, dass die Veränderung nicht eintreffen wird.“

Schwer, nicht rassistisch zu denken

Das sind Beispiele meines rassistischen Denkens und Redens. Aktuelle Beispiele, nicht aus einer fernen Vergangenheit. Ich kann mich bemühen und reflektieren. Und merke doch immer wieder, wie schwer es für mich ist, nicht rassistisch zu denken. Ich bin darüber betroffen und erschrocken und über die möglichen Folgen, die dieses Denken, Reden und Handeln auslösen.

Mir geht es nicht um Schuldzuweisungen. Vielmehr will ich zeigen, wie schwer es ist, nicht rassistisch zu sein. Daraus folgen für mich bestenfalls Anregungen, wie mit dem Thema angemessen umgegangen werden kann, wie ich damit umgehe.

Seit mittlerweile mehr als 20 Jahren bin ich in der Partnerschaftsarbeit mit Menschen, Kirchengemeinden und Kirchenkreisen in Südafrika aktiv tätig. Es gibt viele Erlebnisse, in denen ich – meinem Erleben und meinem persönlichen Werteskala nach – rassistisches Verhalten auch bei anderen erlebt habe. Rassistisch in dem Sinne, dass

eine Zuschreibung genutzt wird, um andere Menschen zu kategorisieren und zu klassifizieren. Einige dieser Erlebnisse teile ich mit den Leser*innen, werde dabei aber niemanden konkret benennen, da ich bisher meistens hilflos bin und eher schweige, um niemanden zu verärgern. Auf einer Partnerschaftsreise in Südafrika erzählt eine Mitreisende: „Meine Tochter hat mich gerade am Telefon gefragt, ob ich denn schon N***** gesehen habe?“ Mein Mann und ich haben lange überlegt, ob wir ihr erlauben, das N*-Wort zu sagen und haben dann gedacht, dass es schon okay sei. So ist es einfacher für sie. Das N*-Wort entstammt dem Aufkommen des europäischen Nationalismus und Kolonialismus ab Mitte des 19. Jhd. und wird häufig in Zusammenhang mit den damals entstandenen Rasse-theorien gebraucht, um die eigene Überlegenheit zu dokumentieren. Die herabsetzende Konnotation ist eindeutig und Allgemeinwissen. Im Partnerschaftsausschuss berichtet eine Frau von der gemeindlichen Delegationsreise

und sagt: „Wir haben unheimlich viele herzliche Menschen erlebt. Ihre Schlichtheit und Freundlichkeit sind wirklich beeindruckend.“ Zunächst einmal: Es ist sehr schön, wenn uns eine andere Lebensweise, eine andere Kultur beeindruckt und uns anregt, unser Verhalten und unser Einstellung zu überdenken und gegebenenfalls zu verändern. Aber es geht vor allem um die „Schlichtheit“, die klassifiziert und damit abwertet. Außerdem schützt sie davor, sich weiter mit den Erlebnissen auseinander zu setzen, um die gemachten Erfahrungen in eine Veränderung des eigenen Lebens zu integrieren. „Die Südafrikaner singen so schön.“ Auch hier möchte ich voranstellen, dass es erst einmal sehr positiv ist, gute Eigenschaften von Menschen zu sehen. Aber mit einem solchen Satz werden unsere südafrikanischen Partnerinnen reduziert und damit klein gemacht. Es muss nicht weiter darüber nachgedacht werden, was die einzelnen Sängerinnen sonst noch auszeichnet, z.B. Intelligenz, Empathie, ... Denn wer singt schon das ganze Leben?

Wir überweisen jährlich Gelder, um die Bildung von Kindern und Jugendlichen zu unterstützen und immer wieder gibt es die Stimmen: „Wann können sich die Südafrikaner endlich mal an unsere Regeln halten und uns innerhalb von sechs Wochen Nachrichten über die Verwendung geben?“ Wieso setzen wir Vorgaben und Standards? Damit entscheiden wir, dass die andere Seite diese Deutungshoheit nicht hat. Im Kontext Nord-Süd bzw. Weiß-Schwarz kommt es dann eben schnell zu rassistischem Denken. Wenn Vorschläge aus Südafrika kommen, werden die meistens mit dem Hinweis abgetan: „Das kann aber nicht verglichen werden, die Situation ist hier ganz anders.“

Die Sache mit der Deutungskeule

Wir kommen auf unserer Delegationsreise in einer Kirchengemeinde an. Dort werden wir von der Partnerschaftsbeauftragten

erwartet, die an ihrem vor zwei Jahren gekauften neuen Toyota Hilux gelehnt ist. Eine Mitreisende sagt: „Jetzt wissen wir ja, wohin unsere Spenden gehen.“ An dieser Stelle könnte ich viel über den sozialen und persönlichen Hintergrund der wartenden Frau berichten. Aber eine solche Aussage zeigt deutlich, dass wir es nicht akzeptieren können, wenn Menschen anderer Hautfarbe an unserem Lebensstandard herankommen und diesen vielleicht noch überbieten. Dann wird wieder die „Deutungskeule“ geschwungen wie zum Beispiel: Wäre es nicht klüger, wenn die Frau sich zunächst einmal mit einem Badezimmer mit fließendem Wasser versorgt hätte? Eine deutsch-südafrikanische Schülerinnengruppe arbeitet an einem HIV-Projekt. Die Südafrikanerinnen sind kurz davor, ihre Mitarbeit zu beenden, weil sie sich beklagen: „Warum sehen uns die Deutschen immer unter einem Defizitblick? Könnt ihr einmal zur Kenntnis nehmen, was wir alles im Kampf gegen HIV/Aids geschafft haben? Wir haben große Probleme bewäl-

tigt. Das müsst ihr erst mal beweisen, dass ihr das auch schaffen könnt.“ Auch an diesem Beispiel wird deutlich, wie stark wir in unserem Denken davon bestimmt sind, dass unser Lebensstil die Norm ist und damit ausgrenzend wird. Wir trauen „den Schwarzen“ nicht zu, dass sie etwas besser machen als wir. (Die Südafrikanerinnen waren übrigens angehende Gesundheits- und Krankenpflegerinnen. Aus Praxiseinrichtungen kam die Rückmeldung, dass die Südafrikanerinnen besser ausgebildet und kompetenter seien als ihre in Deutschland ausgebildeten Kolleginnen.) Eine Gastgeberin will unbedingt, dass ihr Gast Ziegenmilch probiert. Die Frau wird immer wieder aufgefordert, doch wenigstens einmal einen kleinen Schluck zu nehmen. Ich sitze daneben und sage, dass ich auch noch nie Ziegenmilch getrunken hätte, weil ich den Geruch schon nicht mag. Nichts passiert. Wenn ich etwas verweigern darf, dürfen es andere Menschen auch. Da hier die Hautfarbe aber unterschiedlich ist, beschäftigt mich das Beispiel sehr lange...

Das sind nur wenige Beispiele, wie subtil und unbewusst Rassismus sein kann. Aber es ist Rassismus!

Vor kurzem habe ich einen Gottesdienst besucht, in dem Rassismus das Thema der Predigt war. In der Predigt hieß es: „Diese Verletzungen und Missachtungen führen dazu, dass sich Menschen verkriechen und sich zurückziehen.“ Damit ist auf den Punkt gebracht, warum wir so vorsichtig sein sollten und unser rassistisches Denken und Handeln immer wieder reflektieren müssen. Ich bin überzeugt, dass wir als mitteleuropäische Menschen in einer Tradition leben, die uns so erzogen hat. So sind zum Beispiel viele von

uns mit dem Spiel „Wer hat Angst vorm schwarzen Mann?“ aufgewachsen. Und mancherorts wird es noch immer gespielt! Schwarz gilt als bedrohlich, gefährlich.

In kirchlichen Strukturen wollen wir nach einem christlichen Menschenbild leben. Wir verstehen uns als Geschöpfe Gottes, unser Leben begreifen wir als ein Geschenk, mit dem wir vorsichtig und umsichtig umzugehen haben. Menschen sind als Geschöpfe Gottes anzusehen und wir dürfen uns nicht im Sinne eines guten Miteinanders voneinander abgrenzen.

Dies bedeutet, dass wir Personen als Individuen sehen, sie nicht klassifizieren und nicht von „den Schwarzen“ reden. Sie haben einen persönlichen Namen und eine Stellung in der Gesellschaft. Das ist zu würdigen. Auch wenn eine Erwiderung auf „black lives matter“ in kirchlichen Kreisen „all lives matter“ ist, scheint diese Antwort generell richtig zu sein. Aber in der gegenwärtigen Situation haben wir zu fokussieren und nach Lösungen mit den Menschen zu suchen, die aktuell von Rassismus betroffen sind. Allgemein gültige Aussagen werden den Opfern nicht gerecht und dezimieren sie in ihrer Würde.

Es gibt den Begriff der „critical whiteness“: Damit wird deutlich, dass wir uns bewusst machen müssen, wie groß unsere Privilegien sind – und daran arbeiten, dass alle Menschen diese Privilegien bekommen – oder eben niemand! Aus vielen Schulordnungen weiß ich, dass dort ausdrücklich jede Art von rassistischem [und antisemitischen, sexistischem] Reden und Taten streng geahndet wird. Ich denke, es wäre ein Anfang, wenn so ein Passus in unseren Geschäftsordnungen Eingang finden würde – mit vielen Gesprächen, Workshops, Einsichten.

Anke Meckfessel, Vorsitzende des Partnerschaftsausschusses Südafrika im Kirchenkreis Melle-Georgsmarienhütte

Rassismus im Missionswerk?

Ein Zwischenruf von Thomas Wojciechowski

Natürlich nicht. Davon sind wir weit entfernt. Diese Antwort möchte ich am liebsten geben. Doch ich spüre mein Unwohlsein. Rassismus gibt es in allen gesellschaftlichen Zusammenhängen und Strukturen. Warum sollte ein Missionswerk davon ausgenommen sein?

Wenn wir in die Vergangenheit schauen, dann gab es aus heutiger Perspektive klaren Rassismus. Die Menschen im Bereich unserer heutigen Partnerkirchen wurden als „arme Heiden“ bezeichnet, von denen die Missionare des Missionswerkes annahmen, dass sie ohne das Evangelium nicht gerettet sein könnten. Die damals logische Konsequenz war, dass ihnen das Evangelium gebracht werden musste – von weißen Missionaren aus der Lüneburger Heide.

Nun mag diese Haltung begründet sein durch ein bestimmtes Kulturverständnis im 19. und 20. Jahrhundert. Und durch eine bestimmte Sicht, die Bibel zu interpretieren. Aber gerechtfertigt ist sie damit nicht.

Haben wir heute aus den Fehlern der Vergangenheit gelernt? Ich wurde 2012 nach Südafrika entsandt, weil die Partnerkirche einen Mitarbeiter mit kaufmännischen und theologischen Kenntnissen brauchte. Natürlich habe ich diesen Ruf angenommen, weil die Zeit für eine persönliche Veränderung anstand. Weil Südafrika mich seit Jahren faszinierte. Und weil ich mich geschmeichelt fühlte, dass ich derjenige sein sollte, der eine Einrichtung unserer Partner vor dem Aus retten sollte und scheinbar konnte.

Heute frage ich mich, warum wir als Missionswerk nicht einfach Geld zur Verfügung gestellt haben, damit eine geeignete Person aus Südafrika gefunden werden konnte? Sind wir damit, und auch ich, in die Falle des Rassismus hineingeraten? War nicht vielleicht tief verborgen die Annahme vorhanden, ein Schwarzer ist dieser Aufgabe (noch) nicht gewachsen?

Und ist das vielleicht auch der Grund, warum wir neu zu besetzende Stellen in der Geschäftsstelle nicht international ausschreiben? Nicht nur auf Leitungsebene oder in theologischen Bereichen, sondern auch für die Buchhaltung und Verwaltung.

Das wäre anstrengend. Es würde eine intensive Begleitung bedeuten, um mit den deutschen Strukturen zu Recht zu kommen. Und es müsste die deutsche Sprache gelernt werden. Das alles ist sehr aufwendig. Und es ist teuer. So ist es.

Hand aufs Herz: diese Argumente beinhalten einen Rassismus, den wir uns ungerne eingestehen wollen.

Und wäre es für die Leitungsgremien nicht auch angebracht, diese Divers zu besetzen und so ein Zeichen für ein angemessenes Miteinander auf Augenhöhe zu gewährleisten?

Apropos Augenhöhe: Sie ist eine von mir gern gebrauchte Redewendung in der Kommunikation mit Menschen aus anderen Kulturen. Doch gibt es sie wirklich, wenn die Grundvoraussetzungen so immens verschieden sind? Ich denke an soziale Absicherung, Einkommen, Bildung und an Reisefreiheit. Mit meinem deutschen Pass kann ich problemlos in Südafrika einreisen. Eine Südafrikanerin muss einen umständlichen Visumsantrag stellen, wenn sie nach Deutschland reisen möchte. Gibt es in all dem nicht unweigerlich ein Gefälle und ist meine Rede von „Augenhöhe“ nicht nur ein billiger Versuch, um von rassistischen Strukturen abzulenken, die eben eine wirkliche Augenhöhe nicht zulassen?

Wie gerne würde ich sagen, dass es in unserem Missionswerk keinen Rassismus gibt. Doch das kann ich nicht. Er ist verborgen in den Strukturen und im Umgang mit unserer Geschichte. Aber wir sind auf dem Weg zu lernen und es in Zukunft besser zu machen.

Thomas Wojciechowski, Leiter der Abteilung
Globale Gemeinde im ELM und
Stellvertreter des Direktors

Unsere Arbeit ist nicht immer frei von unbewusstem Rassismus

Unsere Arbeit ist nicht immer frei von unbewusstem Rassismus, stereotypen Bildern und Klischees. Dies konstruiert, eher ungewollt, Kategorien bzw. Gruppen von „Privilegierten“ und „Ausgebeuteten bzw. Benachteiligten“ und hilft leider nicht, die Sichtweise der Menschen in unserer Umgebung zu ändern. Diese Erfahrung habe ich in Deutschland gemacht sowie auch in meinem aktuellen Einsatzland. Durch unsere Arbeit „füttern“ wir das Privileg-Gefühl im Norden sowie das Hilfsbedürftigkeits-Gefühl im Süden.

Jetzt ist es Zeit zu handeln.

Wir wissen alle, wo Veränderungen wirklich stattfinden müssen. Nun wird es langsam Zeit, dass das Bewusstsein weggeht von der Selbstviktimsierung „Wir sind schuld daran, dass andere weniger haben“, hin zu dem Bewusstsein einer gemeinsamen Herausforderung, lokal und global, im Süden und Norden: Nämlich die der globale Ungleichheit, die heutzutage niemanden mehr verschont.

Meiner Meinung nach soll vielmehr der Schwerpunkt unserer Arbeit auf gemeinsame Handlungen gegen strukturelle Hindernisse, Machtverhältnisse, legitimierte Ungleichheiten und Privilegien gesetzt werden und weniger auf »Verpflichtungen« gegenüber den Benachteiligten; selbst wenn wir sie nicht aus den Augen verlieren brauchen.

Die wichtigste Frage wäre: Was können wir angesichts unserer gemeinsamen Herausforderung tun? Lokal und global, jeder in seinem Kontext? Ein Schritt wäre das Entstehen einer globalen Zivilgesellschaft, die sich schrittweise von Machtverhältnissen und strukturellen Hindernissen löst.

Ich plädiere auf eine Zusammenarbeit, hin zu einer Strukturveränderung und mehr globalen (lokalen) Gerechtigkeit. Denn Gerechtigkeit schafft Chancen, Würde, Autonomie und Respekt.

Demzufolge

- kann die Sichtweise vieler – im Süden wie im Norden – verändert werden
- werden die Stereotypen „aktiver privilegierter Helfer“ versus „hilfsbedürftiger, passiver Empfänger“ dekonstruiert
- werden neue Perspektiven, Solidarität, lokale und globale Verantwortung und Handlung, Beteiligung, Selbstbestimmung und Würde geweckt.
- können rassistische Denkmuster wirksam verlernt werden.

Ein ehemaliger Mitarbeiter des ELM

Man braucht kleine Anfänge für Veränderung

Mit der Rückkehr der Nord-Süd Freiwilligen des ELM im März 2020, regulär oder bedingt durch den Corona-Lockdown, begann die Nachbetreuung und Auswertung ihres Einsatzes durch verschiedene Rückkehrangebote. Ein Angebot war ein rassismuskritisches Training, von dem hier berichtet wird.

Das Training unter der Leitung von Christoph Pinkert, Trainer und Dozent für Friedensbildung und Konfliktbearbeitung, fand vom 30.6. bis 02.07.2020 statt. Herr Pinkert hatte bereits auf den Vorbereitungsseminaren mit den Freiwilligen zum Thema Rassismus gearbeitet. Dabei ging es in Vorbereitung des Einsatzes vor allem darum, was Rassismus ist, woher er kommt, was er bewirkt und inwieweit weiße Deutsche bewusst oder unbewusst Teil des Konstrukts Rassismus sind. Ein Schwerpunkt lag dabei auf der Kommunikation und der Schwierigkeit, im Akt des Schreibens Rassismen nicht weiter zu festigen.

Denkanstöße wider eine rassistische Welt

Das Auswertungsseminar und Training im Sommer 2020 mit Christoph Pinkert knüpfte an diese Themen an. Ziel war es, darüber nachzudenken, was Rassismus mit den Freiwilligen selbst zu tun

hat, mit ihrem Freiwilligendienst und den Erfahrungen, die sie während dieser Zeit gemacht haben. Die Freiwilligen wünschten sich noch stärker für das Thema „Rassismus“ sensibilisiert zu werden, neue Denkanstöße im eigenen Verhalten und Handeln zu erhalten, sich darüber auszutauschen, welchen Beitrag sie nach ihrem Freiwilligendienst für eine gerechtere Welt leisten können: Wie sie z.B. ihren Mitmenschen von ihrem Freiwilligendienst erzählen können, ohne Vorurteile zu schärfen, zu diskriminieren oder rassistisch zu sein und was sie gegen Rassismus in Deutschland tun können.

Nach einem kleinen Einstieg in die Begrifflichkeit Rassismus als Erinnerung an die Vorbereitungsseminare reflektierten die Freiwilligen zum Thema „Berichterstattung“. Wovon berichte ich anderen, wenn ich von meinem Freiwilligendienst erzähle? Was wollen andere gerne von mir hören? Was würde ich gerne erzählen? Was klappt gut, was nicht? Hier wurde z.B. besprochen, wie wichtig es ist zu überprüfen, über was Freiwillige erzählen, welche Bilder sie damit vermitteln, welche Begrifflichkeiten sie festigen aber auch, was von Zuhörer*innen erwartet wird an Bestätigung ihrer eigenen Bilder im Kopf und welche Schwierigkeiten das oft mit sich bringen kann.

In der Biografiearbeit setzten sich die Freiwilligen damit auseinander, wann sie Rassismus verstärkt oder rassistisch gehandelt haben und in welchen Situationen sie selbst rassistisch behandelt oder diskriminiert wurden. Schnell war klar: das Bewusstwerden des eigenen Handelns und Erlebens ist eine gute Grundlage für eine Veränderung! Nach einer Zeit intensiven Austauschs in Kleingruppen, der Ehrlichkeit und Mut erforderte, weil auch mal Peinlichkeiten oder Unangenehmes zum Vorschein kamen, erkannte die Gruppe, dass es schier unmöglich ist, nicht zu diskriminieren oder rassistisch zu sein. Dennoch sollte das nicht zu der Haltung führen „Ist doch eh alles egal!“ – „Kann man ja eh nicht ändern!“, sondern dazu einladen, sich im Bewusstwerden und der Selbstreflexion zu üben und zu fragen: „Was kann ich tun?“

Viele Handlungsoptionen gegen Rassismus

Auf die Frage: „Wie will ich helfen, rassistische Strukturen abzubauen und wie will ich zukünftig Rassismen begegnen?“, sammelten die Freiwilligen mögliche Antworten mit Konsequenzen für ihr eigenes Handeln, z.B. darauf zu achten, dass Länder und Namen richtig benannt und nicht verallgemeinert werden (Beispiel: „Ich habe einen Freiwilligendienst in Choma, Sambia, gemacht!“ statt „Ich habe einen Freiwilligendienst in Afrika gemacht!“) und, dass rassistisch verwurzelte Begrifflichkeiten in der eigenen Sprache nicht benutzt werden. Möglich ist auch, andere auf fehlerhafte Darstellungen oder Begrifflichkeiten aktiv hinzuweisen, Diskussionen und Auseinandersetzungen mit rassistischem Inhalt aus Angst vor Konflikten

nicht aus dem Weg zu gehen, sondern darauf aufmerksam zu machen auch gegenüber Freunden, Familie oder älteren Menschen. Weitere Verhaltens- und Handlungsoptionen sind:

- Menschen und sich selbst in diskriminierendem Verhalten oder Sprechen nicht voreilig zu verurteilen, sondern behutsam darauf aufmerksam zu machen, nicht zu verallgemeinern, um keine Vorurteile zu begünstigen oder zu verstärken,
- sich mit dem Thema Kolonialismus auseinanderzusetzen,
- sich nicht als Expert*innen eines Landes zu sehen und danach zu handeln,
- stetig in der Selbstreflektion zu bleiben,
- Menschen zuzuhören, die Rassismus erleben,
- solidarisch zu sein,
- Zivilcourage zu leben,
- Projekte gegen Rassismus zu unterstützen oder zu initiieren.

Mit einem Selbstvertrag besiegelten alle Freiwilligen ihr Vorhaben, etwas aus dieser Liste an Möglichkeiten zu tun.

Darüber hinaus entstanden Projektideen, die mit Mitfreiwilligen weiter geplant und angegangen werden sollten. Denn der Wunsch vieler Freiwilliger, sich nach dem eigentlichen Dienst zu engagieren, ist groß und es bot während des Seminars an, direkt miteinander zu planen. Einige dieser Ideen werden umgesetzt. Zeit für Absprachen und weitere Planung bot das zweite Rückkehrseminar im September 2020 in Hermannsburg. Ein Freiwilliger wertete es für sich so aus: „Ich habe durch dieses Seminar gemerkt, dass mein Freiwilligendienst nicht vorbei ist und dass ich klein anfangen muss, um etwas zu verändern.“ Treffender kann das Ziel dieses Trainings auch von Seiten der Referent*innen im Freiwilligenprogramm Seitenwechsel nicht formuliert sein.

Regina Temmler, Koordinatorin Internationale Freiwilligendienste im ELM

Diese Ungerechtigkeit machte mich wütend

Sie ist begabt, hoch qualifiziert und hat einen Job. Dennoch: Sruthika Menon aus Indien hat erfahren, dass ihre Herkunft verhindert, wirklich dazuzugehören.



Ich bin in Indien aufgewachsen, in einer Stadt mit rund 10 Millionen Einwohnern: Bangalore ist ein blühendes, sich schnell entwickelndes, multikulturelles Potpourri. Es ist ein ständiges Drängen und Ziehen von Neu gegen Alt, Reich gegen Arm, Freiheit gegen Tradition. Das ist es, was das Land so chaotisch und gleichzeitig so bunt macht.

Ich bin im eher neuen, reichen, freien Indien aufgewachsen. Als ich 20 Jahre alt war, begann ich bei einer der globalen Big-4-Buchhaltungsfirmen zu arbeiten. Bangalore war für junge Leute eine großartige Stadt, um gutes Geld zu verdienen und den ständig wachsenden westlichen Luxus wie

Einkaufszentren, Pubs, Clubs und Spas genießen zu können. In den 1990er Jahren hörten meine Freunde und ich die angesagtesten Rockbands, darunter Rammstein und die Scorpions! Genau wie die meisten jungen Erwachsenen in meinem Alter in Deutschland, lag mir die Welt zu Füßen. Ich war entschlossen, das Leben in einem anderen Land zu erleben. Ich arbeitete hart, bekam die richtigen Noten und machte meinen Master-Abschluss in Spanien.

Dort lernte ich 2011 meinen Mann kennen. Er stammt aus Deutschland. Auf den ersten Blick schienen die Erfahrungen, die uns an diesen Punkt in unserem Leben gebracht hatten, ähnlich zu sein. Aber das war nur die äußere Schale – bis man die oberste Schicht der Zwiebel abzog. Wie ich bereits

erwähnt habe, ist Indien ein Land der Gegensätze. Mir wurde bewusst, dass auch ich mit der alten, ärmlichen, traditionellen Seite des Landes aufgewachsen bin, die mein Mann während seiner Kindheit und Jugend in Deutschland nie erlebt hat:

- Ich war absolut schockiert, als ich das erste Mal in München in eine S-Bahn stieg, ohne dass jemand meine Fahrkarten vorher überprüft hatte. Die Menschen hielten sich an Regeln und konnten Rechenschaft ablegen – das war undenkbar in Indien, wo das allgemeine Gefühl herrscht, dass Regeln dazu bestimmt sind, gebrochen zu werden!
- Ich wusste nicht, was es bedeutete, eine Straße entlang zu gehen und nicht besorgt zu sein, dass Leute Kommentare abgeben oder, schlimmer noch, meinen Körper berühren. Für eine Frau bedeutet es absolute Freiheit, auf die Straße zu gehen, ohne sich vor ihrer Umgebung zu fürchten.
- Das Konzept der arrangierten Ehe ist in Indien immer noch sehr weit verbreitet, und wenn Sie die Kultur und Tradition besser verstehen, werden Sie sehen, warum es so gut funktioniert. Dieses Konzept ist und bleibt für jemanden, der wie mein Mann in dem Glauben aufwuchs, in Freiheit zu leben, sei direkt mit Glück verbunden, immer noch ein Rätsel.

Als jemand, der von einem Entwicklungsland in ein entwickeltes Land gezogen ist, war ich auf dem Weg dorthin verschiedenen Formen von Diskriminierung ausgesetzt, einige davon subtil, andere sehr offensichtlich. Ich glaube, die meisten Menschen können sich unter (offensichtlichem) Rassismus etwas vorstellen, deshalb möchte ich eine Geschichte subtiler ethnischer Diskriminierung erzählen. Es war meine Erfahrung mit einem britischen Manager bei der Arbeit. Und um zu verstehen, warum das Auswirkungen hatte, ist es hilfreich, etwas über den Kontext der indisch-britischen Geschichte zu erfahren.

Die Vergangenheit

Indien war von etwa 1770 bis 1947 eine britische Kolonie. Während dieser Zeit beuteten die Briten Indien auf verschiedene Arten und Weisen bis auf die Knochen aus:

- Sie haben sich nicht in die indische Gesellschaft integriert. Während ihrer gesamten 200-jährigen Herrschaft machten sie nicht mehr als 0,05 Prozent der Bevölkerung aus.
- Sie unterdrückten die Inder, indem sie ihnen keine Machtposition in ihrem eigenen Land einräumten.
- Sie glaubten fest an ihre Strategie des „Teilens und Herrschens“, die sie auch in anderen Kolonien umsetzten. Sie zogen starke Trennungslinien zwischen Hindus und Moslems, was schließlich zur Spaltung des Landes in Indien und Pakistan führte.
- Indien war ein reiches Land. Es hatte Baumwolle, Seide und Gewürze im Überfluss. Diese wertvollen Güter wurden in großem Umfang gehandelt. Die Briten entzogen durch die East India Corporation Indien alle Reichtümer und hinterließen eine ärmere, chaotischere und unterdrückte Gesellschaft.

Ich glaube, dass all diese Vorgänge dem Land nachhaltigen Schaden zugefügt haben, von dem es sich bis heute noch nicht erholt hat. Die Erinnerung daran lebt weiter mit der Königin von England und der königlichen Familie, die immer noch ein lebendiges Symbol für die erheblichen Auswirkungen der Kolonisierung vor nur wenigen Jahrzehnten darstellt.

Die Gegenwart

Meine Erfahrungen mit dem Leben und Arbeiten in Deutschland sind größtenteils sehr positiv. Ich habe hart gearbeitet und die gleichen Qualifikationen erworben, um mit meinen weißen, männlichen Kollegen auf Augenhöhe zu sein. Nach sechs Jahren in Deutschland konnte ich in ein schnell wachsendes Startup-Unternehmen einsteigen. Ich fand mich bei einem britischen Manager wieder, der in erster Linie seine britischen Freunde ins Team holte. Das Team bestand aus drei Briten und drei Indern – nicht besonders divers!

Die drei englischen Freunde waren alle ausgesprochen höflich zu allen, aber sie legten Wert darauf, sich außerhalb der Arbeit als Freunde unter sich zu treffen, ohne jemand anderen dazu

einzuladen. Im Büro machten sie Insider-Witze, die sich auf ihre privaten Abendessen bezogen, oder auf Orte und Leute im Vereinigten Königreich, die niemand sonst verstehen konnte. Es war subtil, aber ich fühlte mich ausgeschlossen. Was es noch schlimmer machte, war, dass es nicht nur meine Kollegen waren, sondern auch mein Chef, und ich hatte das Gefühl, dass er lieber Zeit mit seinen englischen Kumpels als mit seinen indischen Teamkollegen verbrachte. So sehr man auch versuchen mag, das Privatleben vom Arbeitsleben zu trennen, wir sind alle Menschen, und diese Einteilung in Schwarz und Weiß war unerträglich. Wenn es ein neues Projekt gab, über das im Führungsteam beraten wurde, wussten meine englischen Kollegen immer zuerst davon und konnten sich manchmal sogar entscheiden, ob sie mitarbeiten wollten oder nicht, bevor ich überhaupt etwas darüber erfuhr. Dies war definitiv ein Ungleichgewicht und sehr frustrierend. In diesem speziellen Szenario gab es mich, eine indische Frau, die absolut qualifiziert war, den Job zu machen, aber ohne Einfluss und Macht, weil ich nicht in den British Boys Club passte. Unerwartet spürte ich die Generationen der Unterdrückung und Knechtschaft des britischen gegen das indische Volk, und die Ungerechtigkeitsmacht mich wütend!

Wegen dieser Erfahrung begann ich darüber nachzudenken, dass die Geschichte eine große Rolle dabei spielt, wie die Menschen unterschiedlicher Kultur und Herkunft heute interagieren.

Meine Zukunft

Ich hoffe, dass wir mit der Zeit und durch die Bereitschaft aller, über Fragen von Rassismus miteinander zu reden, in der Lage sein werden, einige dieser jahrhundertelangen Ungleichgewichte der Macht zu ändern.

Folgende praktikable Wege könnten Ihnen helfen, um die Situation, mit der ich konfrontiert war, zu vermeiden:

- Stellen Sie sicher, dass Sie in Ihren Teams Vielfalt haben – sowohl bezogen auf Geschlecht und Alter als auch auf die

Herkunft. Jede und jeder kann durch diese Unterschiede lernen und daran wachsen.

- Alle sollten möglichst gleichbehandelt werden. Dazu gehört, dass keine Freunde direkt ins Team geholt bzw. eingestellt werden und dass enge, persönliche Beziehungen zu einigen wenigen Menschen nicht über die Beziehung zu Anderen gestellt werden, wodurch Spaltung entstehen kann.
- Seien Sie sich der Geschichte bewusst und bedenken Sie, dass es Welleneffekte aus früheren Jahrzehnten gibt, die über Generationen hinweg wirken.

Wenn Sie also zu der hegemonialen Gruppe gehören, die irgendwann in der Geschichte eine Machtposition inne hatte, und die Gelegenheit erhalten, mit jemandem zu interagieren, der in der Vergangenheit in einer schwächeren Position war, dann sollten Sie sich dessen bewusst sein, dass diese Person und ihre Familie viel härter arbeiten mussten, um in die gleiche Position wie Sie zu gelangen. Sie hatten noch viel mehr Hindernisse zu überwinden und haben in der Zukunft noch viel mehr Hürden vor sich. Sich dieser Ungerechtigkeit bewusst zu sein, kann Ihnen mehr Einfühlungsvermögen für die Situation verschaffen und Ihnen vielleicht sogar helfen, die Person, die vor Ihnen steht, mehr zu würdigen.

Sruthika Menon, geboren 1987 in Indien, hat einen Master-Abschluss in Betriebswirtschaft. Sie ist Gründerin von DingsThings.com, ehemals Strategie-Projektleiterin bei Booking.com. Sie lebt derzeit mit ihrem Ehemann, einem 1-jährigen Sohn und einem Hund in Berlin.

(Übersetzung: Ulrike Burmester)

Nur weil ich schwarz und anders bin

Vom Rassismus in Äthiopien und Deutschland und wie ein Neustart zum Augenöffner wird. Von Biniam Yemane Berihu

Im Dezember 2014 musste ich eine der schwierigsten Entscheidungen in meinem Leben treffen, Äthiopien endgültig zu verlassen und nach Deutschland zu ziehen. Ich musste alles hinter mir lassen und in Deutschland ein neues Leben fast von Null beginnen. Ich habe meine Familie, meine Freunde, meine hart verdiente Arbeit und ganz allgemein meine Komfortzone aufgegeben und freute mich sehr auf mein neues Leben in Deutschland, mit unterschiedlichen Erwartungen und konfrontiert mit einer völlig neuen Sprache und Kultur. In meinem ganzen Leben habe ich noch nie Zeit darauf verwendet, um über Konzepte von Rassismus nachzudenken: Warum er existiert, wer die Opfer sind. Einerseits, weil ich nichts darüber wusste, und andererseits, weil ich in der Gesellschaft, in der ich lebte, keinen Rassismus erlebt habe. Zur Klarstellung: Ich behaupte nicht, dass es in Äthiopien keinen Rassismus gibt. Ich sage vielmehr, dass ich als Individuum in keiner Form Rassismus zum Opfer gefallen bin oder ihn in meinem Alltag erlebt habe.

Erstmals über das Konzept des Rassismus nachgedacht

10. Dezember 2014, Flughafen Hamburg, mein Flug endete nach sechsstündigem Flug von Dubai. Ich kam um 14:00 Uhr am Flughafenterminal an und ging zur Einwanderungsbehörde, um mein Reisedokument überprüfen zu lassen und mein Einreisevisum zu erhalten. Vor mir standen drei nichtdeutsche weiße Passagiere, sie brauchten ungefähr fünf Minuten, um ihr Visum zu bekommen. Ich näherte mich dem Beamten und gab ihm alle relevanten Dokumente, die ich bei mir hatte. Dann sah er sich meine Dokumente genau an und begann mir einige Fragen zu stellen. Ich antwortete höflich auf seine Fragen und dachte, nun

sei ich fertig. Aber der Beamte sagte mir, ich solle warten und fing an zu telefonieren. Damals konnte ich kaum Deutsch und nicht verstehen, was er sagte, aber ich wusste, es ging um mich.

Genau in diesem Moment begann ich zum ersten Mal in meinem Leben über das Konzept des Rassismus nachzudenken. Ich habe mir immer wieder viele Fragen gestellt. Warum behandelt er mich so anders? Warum brauchte der Beamte im Vergleich zu den drei weißen Nichtdeutschen so viel Zeit, um mein Visum zu bearbeiten? Stimmt etwas in meinen Dokumenten nicht? Hat die deutsche Botschaft in Addis Abeba etwas vergessen? Aber ich konnte keine Antwort finden, ich war einfach nur verzweifelt.

Der Beamte beendete sein Telefongespräch und stellte mir weitere Fragen. Anstatt seine Fragen zu beantworten, fragte ich ihn, ob etwas mit meinen Dokumenten nicht stimme. Er antwortete: „Alles ist gut.“ „Warum dauert es dann bei mir so lange?“ Er sagte: „Wir überprüfen.“ Dann fragte er mich: „Wer ist hier, um Sie vom Flughafen abzuholen?“ Ich antwortete: „Meine Schwiegermutter.“ Dann gab er mir mein Reisedokument und schickte einen Polizisten, der mich zum Tor begleitete.

Ich habe meine Reise vom Flughafen Addis Abeba Bole als normaler und legaler Reisender begonnen, aber meine Reise als pseudo-illegaler Reisender mit Polizei beendet, nur weil ich schwarz oder anders bin? Meine Schwiegermutter war zu Tode geschockt, als sie mich, von einem Polizeikonvoi begleitet, kommen sah. Der Polizist brauchte keine Sekunde, um zu verschwinden, als er sah, dass meine Schwiegermutter eine weiße Frau ist. Ich war verzweifelt und dachte intensiv darüber nach, was die Zukunft außerhalb des Flughafens bringen würde.

Deutschland begrüßte mich also mit kaltblütigem Rassismus. Das Konzept, über das ich in meinem früheren Leben nie tief nachgedacht habe und mit dem ich in meinem täglichen Leben hier in Deutschland konfrontiert bin. Aber was genau ist Rassismus? Haben wir eine universelle Definition und ein universelles Verständnis des Begriffs Rassismus? Wie verstehen Opfer und Täter das Konzept?

Die Europäische Kommission für Migration und Inneres enthält eine sehr weit gefasste Definition des Begriffs Rassismus: „Ideen oder Theorien der Überlegenheit einer Rasse oder Gruppe von Personen einer Farbe oder ethnischen Herkunft.“ Nach dieser Definition tritt Rassismus auf, wenn einer glaubt, in einer bestimmten Gesellschaft oder einem bestimmten Kontext überlegen zu sein. Für mich ist diese Definition insofern gut, als sie das binäre Verständnis von Rassismus (Weiß gegen Schwarz) verwirft. Ich werde diese Definition verwenden, um meine Erfahrungen mit Rassismus in Deutschland und Äthiopien zu beschreiben.

Was unterscheidet Rassismus in Äthiopien und Deutschland?

Wie bereits erwähnt, hatte ich persönlich wenig oder keine Erfahrung mit Rassismus in Äthiopien. Aber von dem Moment an, als ich das Konzept kannte wurde, wurde mir klar, dass es im täglichen Leben vieler Äthiopier reichlich Beispiele für Rassismus gibt. Insbesondere nach den Wahlen im Jahr 2005, bei denen die ethnische Zugehörigkeit in den Fokus der politischen Mobilisierung für politische Parteien rückte, wurden einige Menschen aufgrund ihres ethnischen Hintergrunds Opfer von Rassismus.

Hier ist es wichtig, dass die äthiopische Gesellschaft keine lange Geschichte einer multikulturellen Gesellschaft hat, selbst wenn es in ihr Muslime und Christen gab und mehr als 80 ethnische Gruppen. Das Konzept des Rassismus begann in der Gesellschaft Fuß zu fassen, als das politische Motiv der Elite in die Gesellschaft eingebracht wurde. Jetzt erleben wir eine dramatische Eskalation des Rassismus bis hin zu ethnischer Säuberung und Völkermord. Das heißt, das Konzept des Rassismus ist in Äthiopien eher politisch getrieben als ein gesellschaftliches Phänomen. Was unterscheidet den Rassismus, mit dem ich in den letzten fünf Jahren hier in Deutschland gelebt habe, von dem Rassismus, den ich in Äthiopien zu erkennen meine? Der Rassismus in Deutschland kann als struktureller oder institutionalisierter Rassismus eingestuft werden, während der Rassismus in Äthiopien als persönlich vermittelter Rassismus eingestuft werden kann.

Verwirrender struktureller Rassismus

Auch wenn Deutschland das internationale Übereinkommen zur Beseitigung jeder Form von Rassendiskriminierung unterzeichnet hat, war das ratifizierte Übereinkommen nur rein rhetorisch. Zum Beispiel habe ich persönlich strukturelle Hindernisse speziell bei der Suche nach Jobs erlebt. 2017 habe ich die Einbürgerung und die deutsche Staatsbürgerschaft beantragt, zum Glück wurde mein Antrag bewilligt und ich erhielt eine positive Antwort von der Ausländerbehörde. Ich bin jedoch bis

heute verwirrt, was ich während des Einbürgerungsprozesses erlebt habe, was ich für strukturellen Rassismus halte.

Bevor ich meinen Pass bekam, musste ich ein separates Dokument unterschreiben, das besagt, dass ich von nun an auf keinen Fall an terroristischen Aktivitäten beteiligt sein werde. Wenn ich an einer solchen Aktivität teilnehme, wird meine deutsche Staatsangehörigkeit widerrufen. Das heißt, bevor ich die deutsche Staatsangehörigkeit annahm, war ich Terrorist oder meine Hautfarbe und Rasse sind direkt mit dem bösen Akt des Terrorismus verbunden. Daher kann ich mutig argumentieren, dass der Staatsapparat gegen die Konvention verstößt, die Deutschland bereits unterzeichnet hat.

Unabhängig von der Form und der Lokalisierung des Rassismus bleibt seine Auswirkung auf das Opfer gleich, obwohl Grad und Ausmaß variieren. Ich versuche immer noch, die Narben zu heilen, die mir durch strukturellen Rassismus entstanden sind, ebenso wie Millionen von Minderheiten, die täglich in Deutschland diskriminiert werden, oder Millionen von Äthiopiern, die aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit unter sozialer Stigmatisierung und ethnischer Säuberung leiden.

Ich hoffe, eines Tages erwacht die Welt und die Menschlichkeit setzt sich durch.

Biniam Yemane Berihu, Journalist, Lehrer,
Experte für Friedens- und Konfliktlehren,
studiert derzeit Staatswissenschaft an der
Leuphana Universität Lüneburg.

Rassismus: Darüber müssen wir reden

Rassismus unterdrückt und tötet vielfach, wie Pfarrerin Renate Gierus am Beispiel indigener Frauen in Brasilien zeigt

Es war August 2019. Da kamen viele Frauen aus ganz Brasilien in der Hauptstadt Brasília zusammen. Unter ihnen auch Indigene Frauen, ungefähr um die 2500, aus 130 verschiedenen Indigenen Völkern im Land. Sie kamen zusammen, um beim ersten Marsch der Indigenen Frauen dabei zu sein. Das Thema, das sie damals bewegte, ist noch sehr aktuell: „Territorium: unser Körper, unser Geist“.

ü

ber sich selber sagen diese Frauen, im Schlussdokument zu diesem Marsch: „Als Frauen, Leitende und Kämpferinnen, Spenderinnen und Beschützerinnen des Lebens werden wir Stellung nehmen und gegen die Probleme und Verstöße kämpfen, die unseren Körper, unseren Geist und unser Territorium betreffen. Wir stecken in der Erde fest, weil wir dort unsere Vorfahren suchen und dadurch unser Leben ernähren. Aus diesem Grund ist das Territorium für uns kein Gut, das verkauft, ausgetauscht oder ausgebeutet werden kann. Das Territorium ist unser eigenes Leben, unser Körper, unser Geist. Unsere Pflicht als Indigene Frauen und als Leitende ist es, unser traditionelles Wissen zu stärken und wertzuschätzen, unsere Kenntnisse, unsere Herkunft und Kultur zu garantieren, unsere Rechte zu kennen und zu verteidigen und die Erinnerung an diejenigen Frauen zu ehren, die vor uns kamen. Wir wollen kämpfen, um gegen die Diskriminierung Indigener Völker an Entscheidungsorten anzutreten, insbesondere gegen die Diskriminierung von Frauen. Frauen sind nicht nur Opfer von Rassismus, sondern auch von Machismus.“

Wenn Indigene Frauen das Wort ergreifen, reden sie nicht nur von Rassismus, sondern bringen ihn zusammen mit dem Machismus. Es sind zwei Formen der Unterdrückung, der Ausbeutung, der Kolonialisierung, die, genau in dieser Zusammenstellung, auf den Körper, den Geist und das Territorium der Frauen verheerende Auswirkungen haben. Es ist eine doppelte, manchmal eine dreifache, sogar mehrfache Unterdrückung, wenn eben verschiedene soziale Merkmale aufeinander prallen und sich über die Körper der Frauen ausbreiten.

Rassismus: Ein tagtägliches Erleben

Es ist unbedingt notwendig, die Intersektionalität zwischen Gender und Rasse wahrzunehmen, sonst sehen wir die Realität so vieler Frauen zu vereinfacht, zu unwahr, zu eng. Schwarze Frauen haben dies schon zum Ausdruck gebracht, als sie den weißen Feminismus, gestaltet von weißen Frauen, hinterfragt haben.

Rassismus drückt sich auch in Konzepten aus. Konzepte wie Gender und Feminismus können rassistisch sein. Warum werden schwarze Körper, Indigene Körper, Körper, die sich von den weißen Körpern unterscheiden, marginalisiert, erniedrigt, als unmenschlich angesehen und dargestellt? Hat das etwas mit Privilegien zu tun, die die Weißen nicht aufgeben wollen? Hat es etwas mit Verdienst zu tun? Aber: Wo kommen da die Menschenrechte zur Geltung? Mit dekolonialisierten Gender- und Feminismus-Konzepten werden wir kritischer gegenüber Situationen in unserem Alltag, die wir sonst gar nicht bemerken würden, noch weniger benennen können. Und so verweigert sich Rassismus.

Rassismus ist ein tagtägliches Erleben für Indigene Frauen und die Palette ist weit ausholend, wenn bedacht wird, dass es nicht nur um die Frauen als solche geht. Sie erleben es nicht nur in ihrem Menschen-Dasein, sondern es betrifft ihr Territorium, ihren Geist. Es ist alles eine Einheit, die nicht nur den Körper der Frauen angreift, sondern eine ganze Weltanschauung. Der Rassismus ist nicht von heute, er ist Teil einer Geschichte von Jahrhunderten. Jedes Jahr wird er neu angepasst, ausprobiert, neu geschminkt, damit er (v)erträglicher wir(k)d(t). Die Corona-Pandemie hat dazu extra grelle Töne aufgelegt.

Ausserdem ist der Rassismus tief in der Erinnerung der Indigenen Gemeinden, der Ahnen, der Vorfahren, und das kann den Geist brechen, die kulturelle Identität zermürben, bis beide ausgelöscht sind. Nicht nur die Brände im Pantanal und im Amazo-

nas zerstören und töten, sondern auch Rassismus hat zu einem weitgehenden Genozid der Indigenen Völker beigetragen.

Rassismus hat viel mit Diskriminierung und Vorurteilen zu tun. Diskriminieren heißt rassistisch sein. Vorurteile wachsen auf dem Boden des Unwissens, der falschen Auskünfte, der Fake News. Die brasilianische Regierung benutzt Fake News und so wächst der Hass und die Gewalt gegenüber Menschen, die anders sind, anders denken, anders leben, eine andere Hautfarbe haben. Hassreden halten und dazu anzustiften heißt rassistisch zu sein.

Dieses Jahr, 2020, kamen die Indigenen Frauen wieder zusammen, diesmal durch Online Veranstaltungen. Das Thema in diesem Jahr war „Das Heilige der Existenz und die Heilung der Erde“. Diese Frauen haben beschlossen, die Bildschirme zu demarkieren und die größte Mobilisierung Indigener Frauen in den Netzwerken durchzuführen. Es waren zwei Tage im August und das sind ihre Wörter:

Diskriminieren heißt rassistisch sein

„Dass es der weißen Frau bewusst ist, dass der Kampf der Indigenen Frau auch ihr gehört. Wir sind alle gleich, vom selben Gott, den Schöpfer, zum Leben gerufen. Wir sind mit allen Frauen auf der Welt verbündet, die aufstehen und den Kampf führen. Rassismus tötet und wir müssen darüber reden. Rassismus verweigert Unsichtbarkeit und Auslöschung. Die volle Garantie unseres Landes wird nur kommen, wenn nicht-indigene Menschen verstehen, dass sie Rassismus gegen unsere Identität, gegen unsere Existenz praktizieren. Wir fordern, dass unsere Identität nicht geleugnet wird, wir sind keine Nachkommen Indigener Völker, wir sind die Völker selbst, wir sind indigen. Wir müssen unser Mensch-Sein aktivieren, um zur Heilung des Rassismus zu gelangen. Mit Rassismus gibt es keine Heilung.“ Gott hat uns nach seinem Bild geformt, aus Erde, und aus der Verschiedenheit uns eine Gestalt gegeben. Dazu gab er Liebe, Respekt und die Ehrfurcht, mit anderen Lebewesen, Seite an Seite, durch den Alltag zu wandeln. Wir sind nicht alleine auf dem Weg, obwohl viele das glauben und auch so lehren. Wir sind eine Einheit in der Vielfalt. Wir gehen gemeinsam den Weg, ein Weg, der nur durch Gemeinschaft heilt und Heilung bringen kann.

Renate Gierus,
Pfarrerin der Ev. Kirche lutherischen Bekenntnisses
in Brasilien und Leiterin des Indigenenmissionsrats COMIN
(Conselho de Missão entre Povos Indígenas) dieser Kirche

Den Rassismus entlarven ...

Intersektionalität, eine aus dem schwarzen Feminismus kommende Theorie, kann dabei helfen. Davon ist die brasilianische Pfarrerin Carmen Michel Siegle überzeugt.

In Brasilien ist der November der Monat des schwarzen Bewusstseins. Am 20. November 1695 wurde Zumbi ermordet, einer der größten Anführer des Quilombos von Palmares (eines autonomen Gemeinwesens von entflohenen und frei geborenen Sklaven im heutigen brasilianischen Staat Alagoas).

Unter dem Namen Zumbi von Palmares bekannt geworden, war er eine der größten Ikonen des Widerstands der Schwarzen gegen Sklaverei und des Freiheitskampfes. Das Datum 20. November wurde von den sozialen Bewegungen mit der Absicht gewählt, die Probleme der Schwarzen sichtbar zu machen und der brasilianischen Bevölkerung die Bedeutung der Geschichte und Kultur der Schwarzen für die Bildung der nationalen Gesellschaft bewusst zu machen und die Probleme wie Rassismus, Vorurteile, Gewalt und Diskriminierung, denen die schwarze Bevölkerung noch immer ausgesetzt ist, in die Debatte einzubringen.

365 Tage des menschlichen **Bewusstseins**

Sehr häufig wird im Monat November eine Karte mit dem Satz in Umlauf gebracht: Wir brauchen keinen Tag des schwarzen,

braunen, weißen oder gelben Bewusstseins. Wir brauchen 365 Tage des menschlichen Bewusstseins. Diejenigen, die diese Karte verbreiten, tun dies in guter Absicht und argumentieren, dass alle Menschen gleich sind und dass durch diese Anerkennung die Vorurteile beseitigt werden. Viele von ihnen glauben, dass in Brasilien alle Menschen gleiche Chancen haben, da die brasilianische Verfassung Freiheit und gleiche Rechte für alle garantiert.

Aus der Sicht des christlichen Glaubens wird Gleichheit im Kontext der Vielfalt behandelt, wo Gemeinsamkeiten erkannt und Unterschiede geschätzt werden. Die Bibel bekräftigt, dass Gott den Menschen, Mann und Frau, nach seinem Bild und Gleichnis schuf und ihnen gleichen Wert und gleiche Würde gewährte (Genesis 1,27). Der Apostel Paulus bekräftigt dieses Konzept der Gleichheit in der Vielfalt, indem er von der Kirche Jesu als einem Leib spricht, in dem Unterschiede anerkannt und geschätzt (1. Korinther 12) und in Frage gestellt werden, wenn sie zu Ungleichheit und Ungerechtigkeit führen (Galater 3,28). Die Gesellschaft also wie auch die Kirche ist eine Gruppe, die vielfältige und eigentümliche Merkmale mit unterschiedlichen Klassen, Geschlechtern, Ethnien, Territorien und Altersstufen aufweist. Die Intersektionalität ist diese „Sensibilität“, die uns hilft, den großen Körper zu betrachten, ohne aufzuhören zuzuhören, zu beobachten, die verschiedenen Faktoren wahrzunehmen, die die

individuellen Erfahrungen kennzeichnen. Mit anderen Worten – wir können die Erfahrungen der Menschen nicht so verallgemeinern, als befänden sie sich alle im gleichen Zustand, mit den gleichen Schmerzen, Bedürfnissen und Hoffnungen.

Zum Beispiel: Die feministische Bewegung, die von gebildeten weißen Frauen organisiert wurde, entstand zu einer Zeit, als die Sklaverei für Schwarze noch eine Realität war. Zu dieser Zeit waren die Bedürfnisse der Frauen unterschiedlich. Denn während weiße Frauen (Suffragetten Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts) für das Wahlrecht kämpften, kämpften schwarze Frauen für Freiheit und Alphabetisierung.

Allen Frauen eine **Stimme** geben

Damit der Feminismus eine wirklich pluralistische Bewegung sein kann, muss allen Frauen eine Stimme gegeben werden. Die Theorie der Intersektionalität, die vom Schwarzen Feminismus entwickelt wurde, zeigt, dass nicht alle Menschen vom gleichen Ort und von den gleichen Lebensbedingungen ausgehen und dass dies ihren Körper auf unterschiedliche Weise beeinflusst. Daher werden ihre Schmerzen, Hoffnungen und Bedürfnisse nicht immer die gleichen sein. Eine schwarze Frau, die in der Favela lebt, einem vom Drogenhandel kriminalisierten Ort, erhält bei einem Polizeiruf nicht die gleiche Hilfe wie eine weiße Frau, die in einem noblen Viertel lebt. Das liegt daran, dass sie in Brasilien, bevor sie als Frau als Opfer von Gewalt gesehen wird, als schwarze Frau und als Partnerin von Drogenhändlern angesehen wird und somit von geringerem Wert ist als eine weiße Person.

Ein schwarzes Kind, das von einem weißen Paar adoptiert wurde, wird in einem Designergeschäft in der Stadt São Paulo gesehen und aufgefordert, das Geschäft zu verlassen. Denn bevor es als Kind mit dem Recht auf Fürsorge und Schutz gesehen wird, wird es als ein armes schwarzes Kind betrachtet und daher mit der Kriminalität in Verbindung gebracht. Eine schwarze Frau, lesbisch, Mutter und Anwältin, wird beim Aus-

gehen mit ihren drei Adoptivtöchtern in Begleitung ihrer Frau, die weiß ist, von anderen Menschen als Babysitterin der Kinder behandelt. Der Grund dafür ist, dass in Brasilien die Mehrheit der schwarzen Frauen minderwertige und schlechter bezahlte Jobs bekommt. Sozial genießen sie weniger Ansehen als weiße Frauen und gelten als Menschen mit geringer intellektueller Lernfähigkeit.

Hilfreiche **Perspektive** Intersektionalität

In diesem Zusammenhang können die identifizierten Unterdrückungen nicht als separate oder unabhängige Kategorien behandelt werden. Sie müssen gleichzeitig analysiert werden, um besser zu verstehen, was eigentlich ihre Identität ausmacht: Man sollte zum Beispiel die Erfahrung, eine „Frau“ zu sein, nicht von der Erfahrung, eine „schwarze Frau“ zu sein, trennen. Wenn wir die Kategorie der sozialen Klasse einbeziehen, sollte sie als „arme schwarze Frau“ oder als „schwarze Frau aus der Mittelschicht“, „berühmte schwarze Frau“, „arme weiße Frau“, „weiße Frau aus der Mittelschicht“ gesehen werden...

Je mehr ein Mensch von dem normativen Standard abweicht, der von der patriarchalischen, machohaften, kapitalistischen Gesellschaft vorgegeben wird, die den reichen weißen heterosexuellen Mann schätzt, desto mehr leidet dieser Mensch unter einer Anhäufung von Unterdrückungen. So hat eine weiße Frau aus der Mittelschicht, die als Anwältin arbeitet, aufgrund des Rassenfaktors mehr Privilegien als eine schwarze Frau unter den gleichen Bedingungen. Eine schwarze Frau aus der Mittelschicht, die als Geschäftsleiterin arbeitet, hat aufgrund des sozialen Faktors mehr Privilegien als eine arme schwarze Frau, die als Hausangestellte arbeitet.

Eine intersektionale Perspektive hilft uns, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede, aber auch die vielfältigen Formen der Diskriminierung und ihre Überschneidungen zu erkennen, um Ungleichheiten zu hinterfragen und zum Kampf für ihre Überwindung beizutragen.

Das Recht auf ein erfülltes und reiches Leben für alle Menschen

132 Jahre nach dem Ende der Sklaverei in Brasilien sind die Auswirkungen von fast vier Jahrhunderten Sklaverei in der brasilianischen Gesellschaft immer noch präsent. Weiße haben Privilegien und Schwarze bleiben minderwertig, was zu einer führenden Zahl von Armut, Arbeitslosigkeit, niedriger Schulbildung und erlittener Gewalt führt. Die Intersektionalität bei der Aufdeckung dieser Realität zeigt, dass wir, solange einem Großteil der Bevölkerung die Menschlichkeit immer noch verwehrt bleibt, weiterhin über das schwarze Bewusstsein sprechen müssen, um den Rassismus zu entlarven, der in der Gesellschaft, in uns selbst, in unseren eigenen Familien, Kirchen und Institutionen existiert. Über Rassismus zu sprechen wird uns helfen, Konzepte, Werte und Haltungen zu überprüfen und gemeinsam nach Strategien zu suchen, die tatsächlich das Recht auf ein erfülltes und reiches Leben für alle Menschen garantieren, in dem Unterschiede geschätzt werden und nicht die individuellen Möglichkeiten zu sein, zu haben und zu entscheiden ungleich verteilt sind.

Carmen Michel Siegle,
Pastorin der IECLB,
Kordinatorin für Gender,
Generationen und Ethnien
(Übersetzung: Marina Gruel-Dovner)

Info Intersektionalität

Bei der Intersektionalität tauchen Diskriminierungsformen wie Rassismus, Antisemitismus, Sexismus, Antimuslimischer Rassismus, Antifeminismus, Homophobie, Transphobie, Behindertenfeindlichkeit/Ableismus und Disablismus, Altersdiskriminierung oder Klassismus nicht isoliert voneinander auf, sondern werden in ihren Interdependenzen und Überkreuzungen (englisch intersections) betrachtet. Sie addieren sich nicht nur in einer Person, sondern führen zu eigenständigen Diskriminierungserfahrungen. So wird beispielsweise ein gehbehinderter Obdachloser gegebenenfalls nicht nur als Obdachloser und als Gehbehinderter diskriminiert, sondern er kann auch die Erfahrung machen, als gehbehinderter Obdachloser diskriminiert zu werden d. h., er erfährt unter Umständen Formen der Diskriminierung, die weder ein nichtbehinderter Obdachloser noch ein (Geh-)Behinderter mit festem Wohnsitz erfahren könnte. Der Fokus liegt also auf den Wechselbeziehungen der Diskriminierungskategorien.

Quelle: Wikipedia

Als Anti-Inder gebrandmarkt

Ein militanter Hinduismus schürt Hass gegenüber Christ*innen und anderen religiösen Minderheiten. Kein Grund für die Kirchen zum Wegducken – im Gegenteil, meint der indische Pastor Joshuva Peter.

„Inder müssen Hindus sein“ – ein von hinduistischen Fundamentalistengruppen entworfener Schlachtruf wirft neue Bedrohungen für die Minderheiten in Indien auf. Die religiösen Minderheiten werden von einer Mob-Mentalität gelyncht, die von hinduistisch-fundamentalistischen Gruppen über die sozialen Medien verbreitet wird. Die innere Verbindung zwischen den fundamentalistischen Gruppen und den sozialen Medien ist ein sichtbarer und bedrohlicher Indikator für die religiösen Minderheiten. Es werden Hassbotschaften gegen Christen, Muslime und andere religiöse Minderheitengruppen verbreitet. Die religiösen Minderheitengruppen werden als „Anti-Inder“ oder „X-Inder“ bezeichnet, weil die Menschen, die das Christentum und andere Religionen angenommen haben, die Mutterreligion Indiens verlassen hätten.

Kürzlich hat die indische Regierung neue Änderungen am Gesetz zur Regulierung ausländischer Einflussnahme (Foreign Contribution Regulation Act, FCRA) vorgenommen und die Konten vieler religiöser Minderheitengruppen gesperrt, mit der Begründung, Christen seien an Bekehrungen beteiligt gewesen. Ferner werfen sie indischen Christen vor, ausländischen Missionen treu ergeben zu sein, deren Absicht es sei, arme Menschen zum Christentum zu bekehren. Eine zu der Vishwa-Hindu-Gemeinde gehörende hinduistisch-fundamentalistische Gruppe, spricht von ausländischen Missionaren als „Missionsmafia“. Inder müssten vor diesen „evangelikalen Armeen, die über mehrere Milliarden Dollar verfügen, um Menschen zu bekehren“, gerettet werden. Dr. Subramaniam Samy, Parlamentsabgeordneter der Regierungspartei, und Arun Shourie, ein Gegner der christlichen Missionare, schreiben als Kolumnisten in vielen führenden indischen Zeitungen und beschuldigen indische Christen, Anti-Inder zu sein, weil diese sich loyal gegenüber den ausländischen Missionen zeigten.

In diesem Artikel möchte ich versuchen, diese Anschuldigungen zu entkräften, indem ich einige wesentliche Fakten aus der Geschichte der indischen Kirche und auch aus dem gegenwärtigen Beitrag der indischen Christen zum Aufbau

der Nation anführe. Indische Christen sind Inder und sie sind Christus treu, und sie ziehen ihre grundlegende Selbstvergewisserung aus der Tatsache, Inder zu sein, was ich in diesem Artikel hervorheben möchte. Ich möchte hier einige Kategorien vorschlagen, durch die die indische Kirche die Herausforderungen des religiösen Fundamentalismus überwinden kann.

Christliche Missionare und Christen in Indien in der Vergangenheit

Es liegt auf der Hand, dass das vorrangige Ziel der ausländischen Missionare darin bestand, Menschen zum Christentum zu bekehren. Dilip Mandal argumentiert jedoch, dass das Christentum in Indien ein gescheitertes Projekt sei, weil wir selbst nach vielen Jahrhunderten in Indien nur weniger als drei Prozent Christen haben. Daraus wird ersichtlich, dass die Missionare die soziale und wirtschaftliche Lage der armen und unterdrückten Menschen verbessern wollten und nie bloße Bekehrung beabsichtigten. Es sind jedoch die Menschen von gesellschaftlich niederem Rang, die in Indien zum Christentum und zu anderen Religionen konvertierten, um gegen das Kastenwesen zu revoltieren, das sie an den Rand der Gesellschaft drängte. Ambedkar, der Architekt der indischen Verfassung, behauptete, dass er als Hindu geboren wurde, aber nicht als Hindu sterben würde, da der Hinduismus das Kastenwesen praktiziere. Deshalb konvertierte er mit Hunderttausenden von Menschen zum Buddhismus. Dies lässt erahnen, dass die armen Inder, insbesondere die Dalits und Adivasi, das Christentum als einen Akt der Revolution und nicht durch Zwang von Missionaren annahmen.

Der Beitrag von Frau Anne Besant und Mutter Theresa beim Aufbau der Nation und bei der humanitären Hilfe ist sehr lobenswert. Pfarrer Charles Freer Andrew, der ein enger Freund von Mohan Roy und Gandhi war, beteiligte sich aktiv an der Unabhängigkeitsbewegung Indiens. Man sagt, wenn man das Wohlergehen der Gemeinschaft, der Nation oder der Gesellschaft fördert, erlangt man die spirituelle Befreiung ohne besondere Anstrengung. Pfarrer Titus, ein indischer Pastor, war einer der 78 Demonstranten, die

von Gandhi für die Teilnahme am Salz-Marsch ausgewählt wurden, um sich gegen das Gesetz zur Erhebung von Salzsteuer zu wenden. [Der Salzmarsch von 1930 war eine Kampagne Mahatma Gandhis, die das Salzmonopol der Briten brechen sollte und letztlich zur Unabhängigkeit Indiens von Großbritannien führte.] Auch Joseph Chelladurai Cornelius Kumarappa, ein indischer Christ, war ein renommierter Wirtschaftswissenschaftler, der eng mit Gandhi zusammenarbeitete. Obwohl sie all diese Fakten kannten, ist es sehr bedauerlich, dass Samy und Shourie als Hindu-Fundamentalisten die christlichen Missionare und die Christen als Anti-Inder und Anti-Nationalisten beschuldigt. Die Missionsschulen und –krankenhäuser und andere Einrichtungen, die der Entwicklung der Nation dienten, sind immer noch Zeugen für den Beitrag der christlichen Missionare und Christen zum nationalen Aufbau und zur Entwicklung der schwächeren Bevölkerungsgruppe in Indien.

Christen im heutigen Indien: Gharwapsi

Jetzt hat sich das Szenario geändert: Christen und christliche Missionen werden mit Argwohn betrachtet. Die wütenden Bekehrungsdebatten der fundamentalistischen Gruppen schüren das Feuer. Anti-Konversionsgesetze, Verbot des Kuhschlachtens, Abriss der religiösen Schreine und Reliquien, Safranisierung der Bildung – in Anlehnung an Safran-Orange, die Parteifarbe der BJP, das auch als Farbe des Hinduismus gilt und die Regierungspartei in der indischen Presse daher häufig als die saffron party bezeichnet wird – Kommunalisierung der Geschichtslehrbücher und Gharwapsi (die „Rückkehr in die Heimat“, also zum Hinduismus): das sind einige der Strategien, die die fundamentalistischen Gruppen anwenden, um einen militanten Hinduismus zu propagieren und die Christen im heutigen Indien zu beunruhigen. Soziale Medien verbreiten Hassbotschaften, die zu glühender Gewalt führen. Sie sind das Werkzeug, das von den fundamentalistischen Kräften eingesetzt wird, um das feine Gewebe der Demokratie zu zerstören. Als eine Person, die seit zwei Jahrzehnten in den interreligiösen Dialog involviert ist und die den „Dialog“ als Lebensstil verstanden hat und eine enge Freundschaft mit den hinduisti-

schen Führern pflegt, möchte ich fair sein, wenn ich über den christlichen Aktivismus in Indien spreche. Einige der christlichen Apologetiker reagieren mit ihrer „Evangelisation“ ähnlich wie die Hindu-Fundamentalisten. Diese hypereinseitige Haltung der „Ultra-Evangelikalen“ und ihre dämonisierende Rede über die hinduistischen Götter und Göttinnen, ihre Kultur, Tradition und ihren Glauben befördern die Christenverfolgungen. Auch die Lehren und die Sicht der fundamentalen Christen spielen eine wichtige Rolle bei der Gewalt gegenüber Christen. Deshalb sollte die indische Kirche Pläne und Interventionen ausarbeiten, die zur Entwicklung von Frieden und Ruhe in der multireligiösen Gesellschaft beitragen können.

Was sollte die indische Kirche tun?

In einer Situation wie dieser, also mit wachsenden religiösen, politischen oder ethnischen Interessen einzelner Gruppen (Kommunalismus) sollte die Kirche nicht ihre Türen schließen, ihre Aktivitäten verstummen lassen und ein stiller Zuschauer sein, der für die eigene Sicherheit sorgt. Auch wenn ihre Zahl gering ist, sollte die Kirche theologisch, sozial, wirtschaftlich und politisch eine Vielzahl positiver Rollen spielen, um ihren Anhängern ein Leben in Zufriedenheit zu ermöglichen.

Die Kirche sollte sowohl das nationale Ziel des Säkularismus verteidigen als auch allen Bürgern der Nation Religionsfreiheit zusichern. Die Kirche in Indien ist die Frucht der Missionsarbeit, deshalb sollte die indische Kirche ihre grundlegende Berufung zum Dienst an den Menschen unterschiedslos zeigen, denn die Kirchen in Indien sind leider im Hinblick auf Kasten gespalten. Deshalb müssen wir das Kastendenken überwinden. Wenn es in Christus keine Spaltung gibt, wie kann es dann im Namen der Kaste und der ethnischen Gruppen verschiedene Kirchen geben? Wenn die Christen nicht geeint sind, wie kann die Kirche dem Bösen, das die Menschen trennen will, entgegenreten? Deshalb sollte die Idee der Ökumene mit allen Mitteln verteidigt werden. Wir brauchen eine vereinigte Kirche. Da die indische Kirche ein Teil der pluralistischen Gesellschaft

ist, sollte sie ihre Türen für Menschen anderer Glaubensrichtungen weit offen halten, damit sie das Christentum verstehen können. Ebenso sollte die Kirche bescheiden genug sein, um von anderen Glaubensrichtungen zu lernen. Die indische Kirche sollte die Spiritualität anderer Glaubensrichtungen verstehen und respektieren und so Gegenseitigkeit herstellen. „Leben und leben lassen“ sollte der Refrain der indischen Kirche sein. Wir brauchen eine dialogische Kirche.

Die indische Kirche ist in der patriarchalischen Gesellschaft gegründet worden. Dort, wo Männer in allen Aspekten des Lebens dominieren. Praktiziert die indische Kirche auch das Patriarchat? Wenn ja, sollte sie die Maske des Patriarchats zerreißen und in ihrer Mission geschlechtersensibel werden. Wir müssen den verletzlichen und an den Rand gedrängten Frauen und anderen Geschlechtern in der Kirche besondere Aufmerksamkeit widmen. Wir brauchen eine inklusive Kirche.

Die indische Kirche ist in der politischen Arena der Nation verwurzelt. Den meisten Christen gefällt das Wort „Politik“ nicht, und sie wollen sich immer von der politischen Welt fernhalten. Deshalb sind die Christen eine schwache politische Macht in der Nation. Die Kirche muss sich selbst aktiv politisch beteiligen, um die Rechte der marginalisierten Menschen zu sichern. Deshalb ist politische Bildung das Gebot der Stunde, damit die Kirche der Ausbeutung durch andere politische Parteien widerstehen kann. Wir brauchen eine politische Kirche.

Für die christlichen Kirchen Indiens ist es wichtig, ihre nationale und religiöse Identität zu verteidigen, ohne das eine mit dem anderen kompromittieren zu müssen. Als solche müssen die Christen in Indien bekräftigen, dass sie zuerst Inder und dann erst Christen sind. Möge Gott uns das Wissen und die Kraft geben, unsere Kirchen zu einem Modell für Gottes Herrschaft zu machen.

Joshua Peter, Pastor und Exekutivsekretär
der Vereinigten Evangelisch Lutherischen
Kirchen in Indien (UELKI)

Wir haben noch viel Arbeit vor uns

Rassismus ist in Russland selten ein Thema. Und doch gibt es ihn. Bradn Burkle beschreibt die Situation:

„... Vereinigt euch!“ Damit endet das Kommunistische Manifest („Proletarier aller Länder...“), dem programmatischen Text, in dem Karl Marx und Friedrich Engels große Teile der marxistischen Weltanschauung entwickelten. Und zu Beginn des 20. Jahrhunderts gab es die utopische Hoffnung, dass geteilte Völker zusammenkommen könnten, indem sie eine neue Gesellschaft schaffen, in der die Klassenunterschiede (und eigentlich alle anderen Trennungen) aufgehoben werden.

Die reale Erfahrung der UdSSR war jedoch, dass die zur Überwindung von Spaltungen eingesetzten Mittel manchmal mehr Schaden anrichteten als das ursprüngliche Problem, das sie lösen sollten. Aus diesem Grund war die frühe postsowjetische Geschichte von dem Wunsch geprägt, entweder sehr individualistisch zu werden oder die Grenzen zwischen „uns“ und „ihnen“ neu zu definieren, häufig auf der Grundlage von Kultur und Ethnizität. Die Menschen in Russland sprechen sehr selten von „Rasse“, und die meisten würden vehement bestreiten, dass Rassismus hier ein Problem darstellt. Und obwohl es zutreffend zu sein scheint, dass nur wenige Menschen tief verwurzelte negative Gefühle anderen Ethnien gegenüber haben, gibt es eine breite Toleranz gegenüber rassistischen Stereotypen, Witzen, die in vielen anderen Ländern als beleidigend angesehen würden und Einstellungspraktiken, die Menschen mit dunklerer Hautfarbe benachteiligen.

„Monkey go home“

Es sind die Bewohner Russlands mit afrikanischen Wurzeln, die das Ziel von Rassismus sind. Wie der gebürtige Kameruner und langjährige Moskauer Daniel Ekaterin berichtet, ist es eine häufige Erfahrung, dass Schwarze als das völlig Andere, Exotische definiert und bis hin zur Entmenschlichung diskriminiert werden – „monkey go home“ ist ein Satz, den afrikanische Einwanderer und Flüchtlinge mit alarmierender Häufigkeit hören. Daniel arbeitet in der Kirche im Bereich des dia-

konischen Dienstes, hilft Flüchtlingen und berichtet über rassebezogene Verbrechen in Moskau. Gewalttätiger Rassismus ist dabei (noch) relativ selten. Gleichzeitig sind es vor allem die kleinen verletzlichen Minderheiten, die am häufigsten von Tätern ins Visier genommen werden. So berichtet Daniel: „Es gibt Rassismus, dem Afrikaner regelmäßig begegnen. Sie werden von Russen in der Metro, in Bussen und auf öffentlichen Plätzen beleidigt, belästigt und angegriffen ... Manchmal passiert es, dass auf der Straße eine Gruppe von Jungs auf ihre Seite kommt und anfängt, sie grundlos zu schlagen.“ Und die gegenwärtige relative Ruhe in diesem Bereich scheint instabil zu sein; man hat das Gefühl, dass sich diese Situation jeden Moment ändern könnte, vor allem wenn die Behörden entscheiden, dass sie nicht länger gegen rassistischen Extremismus vorgehen werden. Daniels Arbeit ist von Natur aus gefährlich, womöglich ist er der Einzige, der heute in Russland eine solche Arbeit leistet.

Eine andere Art von Fremdenfeindlichkeit ist im Zusammenhang mit ethnischen Minderheiten am Werk, die ihre Wurzeln in der ehemaligen Sowjetunion hatten. Auch hier würden die meisten Einwohner diese Fragen nicht unter dem Gesichtspunkt der „Rasse“ betrachten, sondern stattdessen von Ethnizität oder Kultur sprechen. Hier wird eine „Hierarchie“ der Kulturen konstruiert, die als Grundlage für den Umgang mit dunkelhäutigen Menschen dient, seien es nun Tataren, Baschkiren oder Buraten, die in den russischen Föderationen leben und ihre Wurzeln dort haben, oder seien es die Menschen die aus den Ländern kommen, die an Russlands Grenzen in Zentralasien oder den kaukasischen Bergen liegen. Geringqualifizierte Wanderarbeiter, die aus diesen Ländern nach Russland kommen, werden häufig misshan-

delt, und sie haben wenig Hoffnung, die Gerechtigkeit durch die Gerichte wiederherzustellen. Teilweise wegen dieser Verwundbarkeit und teilweise wegen der Werte, die in diesen Gesellschaften der Familie und der Ge-

meinschaft beigemessen werden, neigen Einwanderergruppen dazu, in relativ geschlossenen ethnischen Diasporas zusammenzuleben. Dies behindert nicht nur ihre Fähigkeit, sich an die russische Gesellschaft anzupassen, sondern weckt auch Misstrauen und sogar ein gewisses Maß an Angst der Mehrheitsgesellschaft, insbesondere weil Menschen in der dominanten Kultur heute dazu neigen, eine enge Bindung an eine kleine Gruppe zu vermeiden. Dies führt zu negativen Stereotypen und trägt dazu bei, dass Nicht-Slawen automatisch als die „Anderen“ angesehen werden, die gemieden werden sollen.

Anders stellt sich die Situation für diejenigen dar, die eine höhere Ausbildung haben oder Facharbeiter sind. Die farbigen Menschen in der Kirche, mit denen ich sprach, stellten fest, dass ihre Fähigkeit, Russisch akzentfrei zu sprechen und sich in allgemein akzeptierte kulturelle Normen einzufügen, dazu führt, dass rassistische Stereotypen im Umgang mit anderen Menschen in der Gesellschaft ziemlich leicht überwunden werden können.

Leider erstreckt sich das nicht immer auf die Kirche. Farbige Menschen, die sich hier für die Zugehörigkeit zu einer lutherischen Gemeinschaft entscheiden, stoßen auf Unglauben und manchmal sogar auf Misstrauen bezüglich ihrer Motive. Viele unserer Mitglieder sind so davon überzeugt, dass ihr Glaube „deutsch“ ist, dass sie eine geistige Blockade haben, zu akzeptieren, dass Menschen aller Hautfarben und Kulturen durch den einzigartigen Zugang unserer Tradition zum christlichen Glauben ihre Herzen berührt und ihr Leben verändert finden könnten. Wir haben eindeutig noch viel Arbeit vor uns, wenn es darum geht, wirklich alle willkommen zu heißen und gleichzeitig unsere historischen Wurzeln an diesem Ort anzuerkennen.

Bradn Burkle, seit 2001 in Russland,
ist Propst der Region Ferner Osten in der
Ev.-luth. Kirche Ural, Sibirien, Ferner Osten (ELKUSFO)

Einwanderer: Leben in geschlossenen Diasporas

„Corona ist real – und es betrifft alle Menschen!“

Die Folgen der Corona-Pandemie sind für die südafrikanischen Partnerkirchen eine riesige Herausforderung.



Eine Online-Konferenz zwischen Vertreter*innen von Partnerschaftsgruppen, Südafrika-Interessierten und Vertretern der südafrikanischen ELM-Partnerkirchen bot die Chance, mehr über die Situation der südafrikanischen Kirche zu erfahren, die wie auch in Deutschland stark von den Bedingungen unter Corona geprägt ist.

Die Situation in Südafrika schätzt der leitende Bischof der Ev.-luth. Kirche im Südlichen Afrika (ELCSA), Molwane J. Ubane, als „verheerend“ ein: „Die Zahlen der Infektionen steigen, obwohl es in Südafrika gerade heiß ist. Die Zahl der Arbeitslosen steigt und mit ihr die Armut im Land. Auch in Südafrika ist die zweite Welle da. Sie trifft alle gleich, weil alle infiziert werden können. Trotzdem ist sie nicht für alle gleich schlimm, weil Menschen in unterschiedlichen Situationen stecken, in denen sie mit der Pandemie und ihren Folgen konfrontiert werden. Angesichts der zunehmenden Armut fehlen einem die Worte. Niemand weiß, wann das Virus zuschlägt! Aber es ist real, keine Illusion – und es betrifft alle Menschen. Darum bete ich bei jeder Gelegenheit: Herr, erbarme dich!“

Gottesdienste derzeit sind traurige Veranstaltungen

Die Folgen der Pandemie beschreibt Thelo Wakefield, Präsident der Generalsynode der ELCSA: „Ich stelle mich auf eine lange Zeit des Umbruchs ein. Gottesdienste derzeit sind traurige Veranstaltungen. Überall ist Abstand zu halten. Die Menschen haben Angst, sich wie sonst üblich zu umarmen, ja sogar sich zu grüßen. Menschen neigen dazu, sich zurückzuziehen: Nach dem Gottesdienst steigt man in sein Auto und fährt nach Hause; vor dem Gottesdienst versucht man, möglichst der Letzte zu sein, der den Gottesdienst betritt. Das ist neu. Und es wird Teil unserer Gewohnheit werden, es wird irgendwann zum Alltag werden und hoffentlich irgendwann auch wieder vorbei sein. Verallgemeinernd würde ich sagen: ‚Wir Afrikaner sind frei, wir wollen uns bewegen; wie lieben es, uns zu umarmen – und jetzt können wir nicht so sein, wie wir sein wollen. Afrikaner*innen sind warmherzige Menschen, sie wollen das Leben genießen. Jetzt sind

wir brutal beschränkt und das ist etwas, womit wir klarkommen müssen.⁴

75-80 Prozent unserer Bevölkerung sind immer noch betroffen von Armut, haben keine eigenen Häuser. Manche schlafen zu acht in einem Raum. Wie soll man sie auffordern, soziale Distanz zu wahren? Wie soll man diese Menschen, die kein fließendes Wasser haben, dazu bewegen, sich häufig die Hände zu waschen, am besten noch ausreichend lang? Wie sollen sie sich desinfizieren? Woher soll das Desinfektionsmittel kommen? Sie haben keine Arbeit, sie sind obdachlos. Darum haben wir auch in dieser Situation Angst um sie.

Das sind die Leute, die die Lebensmittelpakete brauchen! Sonst sind sie verloren. Das sind die Gärtner, die wegen Corona nicht für die Reichen arbeiten dürfen. Es ist traurig, dass Menschen in kleinen Wellblechhütten leben müssen.“

Corona: Der Staat scheitert an der Armut

Pastor Morwaeng Motswasele kennt Deutschland gut, weil er als ELM-Partnerschaftsreferent einige Jahre in Deutschland gearbeitet hat. Er weist auf kulturelle Unterschiede hin: „Der größte Einfluss von Corona ist, dass es den Unterschied zwischen Armen und Reichen sehr deutlich macht. Sogar in unseren Kirchen können die armen Gemeinden die Vorgaben des südafrikanischen Kirchenrats für die Öffnung von Kirchen nicht erfüllen. Weil sie wegen der Armut nicht die notwendigen Mittel dafür haben. Die Kluft zwischen arm und reich ist groß, Corona hat diese Herausforderung riesig gemacht. In Ihrer Gesellschaft, in Deutschland, gibt es auch Armut, aber Sie können die Situation nicht mit der unserer Situation vergleichen. In diesem Land scheitert der Staat an der Armut.“

Gleichzeitig skizziert er die vor der Kirche liegenden Aufgaben weiter: „Wir müssen als Kirche darüber nachdenken, wie wir den Menschen in den Gemeinden theologisch dienen können. Das beinhaltet unter anderem die Seelsorge nach Beerdigung-

gen. Die Zahl der Besucher*innen bei Beerdigungen ist in Südafrika sehr begrenzt. Außerdem es gibt einen kulturellen Unterschied zu Deutschland: Für uns bedeutet Beerdigung Gemeinschaft. Die gesamte Gemeinde nimmt an der Beerdigung teil. Das ist in Corona-Zeiten nicht möglich. Es wird eine Herausforderung für die Kirchen werden, wieder zu den Familien zu gehen und ihnen Trost zuzusprechen. Sie haben ihre Situation als ein persönliches Trauma erlebt, weil sie in der Trauer nicht Teil einer Gemeinschaft sein konnten.“

Neben dem Leiden an den Folgen Coronas vor allem für die Armen sind alle südafrikanischen Partner besorgt wegen der vielen Menschen, deren Verhalten angesichts der Pandemie sehr sorglos sei. Raymond Kok (Mitglied des Kirchenrates der ELCSA Cape Church) ist ehrenamtlich viel unterwegs. Er sieht diese Gefahr gerade bei jungen Menschen: „Sie tragen oft keine Masken, manche teilen sich Getränke, manche Zigaretten. Das ist die traurige Realität. Du bekommst sogar Gegenwind, wenn du im Einkaufszentrum bist und eine Maske trägst. Manche ziehen die Maske nur am Eingang für die Einlasskontrolle an. Kaum sind sie ein paar Meter weiter, nehmen sie sie wieder ab.“

„Wir brauchen mehr Lebensmittelpakete.“

Das bestätigt auch Kok. „Die Gefahren sind bekannt, man kann sie hören, lesen und sehen. Aber manche Menschen kümmert es nicht. Ich weiß nicht, wie wir die Probleme lösen sollen, aber wir können sie nur zusammen lösen. Derzeit gibt es in Südafrika eine gereizte, ärgerliche Stimmung. Der Egoismus nimmt zu, jeder denkt nur noch an sich, Menschen kümmern sich nicht mehr um ihre Nachbar*innen und auch sonst um keinen. Das ist traurig. Ich hoffe, dass unsere Kirche nachhaltiger handeln kann, was die Lebensmittelpakete angeht. Wir brauchen mehr Lebensmittelpakete. Denn viele Menschen können noch nicht wieder arbeiten. Schwieriger wird das auch, weil der Nahverkehr in Kapstadt nur sehr unregelmäßig verkehrt. Und selbst die, die wieder arbeiten könnten, bekommen kein

Einkommen, weil es auch Menschen geben muss, die Aufträge erteilen und erledigte Arbeit dann bezahlen können.“

Wie schwer es ist, immer sorgsam zu sein, beschreibt Thelo Wakefield allerdings auch mit einer alltäglichen Situation bei einem Geschäftstreffen. Jemand bat ihn um sein Handy für ein dringendes Telefonat. Erst als er das Handy weitergegeben hatte, fiel ihm auf, dass das keine gute Idee war und das Handy erst einmal desinfiziert werden muss.

Morwaeng Motswasele sieht in der derzeitigen Situation vor allem das Leiden der jungen Menschen: „Gerade unter jungen Leuten greifen angesichts des Corona-Virus, Pessimismus und Mutlosigkeit stärker um sich. Die Menschen sind müde und nicht mehr bereit, sich an die Corona-Regeln zu halten.“ Er wünscht sich Austauschforen für junge Menschen, in denen es nicht nur immer darum geht, den Jungen zu sagen, was sie zu tun und was sie zu lassen haben, sondern in denen er die Aufgabe von Kirchen und auch Partnerschaften darin sieht, den Jungen zuzuhören und ihre Sorgen ernst zu nehmen.“

Anette Makus

Danke!

Einen ganz herzlichen Dank an alle Spenderinnen und Spender, die sich bereits großartig engagiert haben. Inzwischen sind über 117.000 Euro eingegangen, aus denen dank der Unterstützung der Landeskirche Hannovers (fördert ab Juli) rund 168.000 Euro Förderung für Projekte in den Partnerkirchen zur Verfügung stehen. Dazu kommen weitere Gelder aus Partnerschaftsgruppen, wo weitere Projekte für gut 93.000 Euro (einschließlich der Förderung der Landeskirche Hannovers von 31.000 Euro) für Projekte von Partnern geplant werden.

Damit diese Not gelindert werden kann, bittet das ELM um Spenden für betroffene Menschen. Gerade für Südafrika sind weitere Projekte dazu auf den Weg gebracht worden: So werden in Port Elizabeth und Kapstadt Lebensmittelpakete für Menschen in Not verteilt. Außerdem werden einige geflüchtete Familien jeden Monat mit einem Lebensmittelpaket versorgt. Das kostet rund zehn Euro pro Woche und Familie.

Bis zum Jahresende legt die Landeskirche Hannovers auf jede Spende noch einmal die Hälfte drauf: So werden zum Beispiel aus 100 Euro Spende 150 Euro Unterstützung für Menschen in Not.

**Spendenkonto ELM: IBAN DE90 2695 1311 0000 9191 91
oder online: www.spenden-fuer-mission.de, Stichwort „Corona“.**

In eigener Sache

Liebe Leserinnen und Leser,

unsere vierteljährliche Zeitschrift „Mitteilen“ soll für Sie so spannend, informativ und nutzbringend wie möglich gestaltet sein.

Seit vielen Jahren arbeiten wir mit fünf anderen Missionswerken unter dem Dach des EMW als Zeitschriftenkooperation zusammen und veröffentlichen gemeinsam den äußeren Teil der Zeitschrift, die Sie vierteljährlich erhalten. Der Innenteil wurde von den jeweiligen Werken selbst gestaltet. In der medialen Welt hat sich in den letzten Jahren viel verändert. Deshalb sind wir zu dem Entschluss gekommen, die Zeitschrift nicht mehr gemeinsam herauszugeben. Stattdessen laden wir Sie ein, mit uns neue Wege zu gehen:

In dem äußeren Teil der Zeitschrift konnten Sie bisher Beiträge aus aller Welt lesen – auch aus Partnerkirchen und Projekten, die nicht mit dem ELM verbunden sind.

Ziel war es dabei, über den eigenen „Werks-Tellerrand“ hinauszuschauen und aufzuzeigen, was Missionswerken gemeinsam ist. Dieses Ziel verfolgen wir auch weiterhin, allerdings nicht mehr in Form einer gemeinsamen Zeitschrift, sondern auf einer digitalen Plattform. Dazu erhalten Sie Informationen, sobald das Format ausgereift ist.

Unsere ELM-Zeitschrift wird zukünftig „Mitmachen“ heißen. In diesem Teil haben wir immer schon über originäre ELM-Themen berichtet. Diesen Aspekt verstärken wir zukünftig. In jeder „Mitmachen“-Ausgabe werden Sie einen inhaltlichen Schwerpunkt finden, so wie Sie das bereits im letzten Heft zum Thema „Rassismus“ und in dieser themengleichen Ausgabe mit etwas anderer Schwerpunktsetzung sehen können. Schon im Heft davor (2/2020) haben wir mit dem Thema „Gender“ versucht, Themen des ELM stärker in den Fokus zu rücken und uns in größerer Ausführlichkeit den Themen zu widmen, die unsere Arbeit mit Partnerkirchen ausmacht.

Die positiven Reaktionen auf unsere Hefte bestärken uns in der Überzeugung, dabei auf dem richtigen Weg zu sein. Denn unser und vor allem Ihr „Mitmachen“ soll Informieren, zum Nachdenken anregen, zum Mitdiskutieren animieren und den gegenseitigen Austausch von Ideen und Meinungen fördern.

Unverändert beibehalten werden wir das „Mitbeten“. Ebenso das „Mitleben“ – quasi die Familiennachrichten des ELM.

In dieser Vielfalt hoffen wir, Ihnen und unseren anderen Leserinnen und Lesern aus der Welt unserer Partnerkirchen lebendige, anschauliche und fundierte Inhalte zu bieten.

Danke für Ihre Begleitung! Schön, dass Sie unsere Leser*innen sind!

Blieben Sie uns gewogen und empfehlen Sie unsere Zeitschrift an Bekannte, Verwandte und Freund*innen weiter.

Liebe Grüße im Namen der Abteilung

Anette Makus

Impressum

Herausgeber und Verlag:

Ev.-luth. Missionswerk in Niedersachsen (ELM)
Mitglied der Kooperation deutschsprachige
Missionspresse

Redaktion: Anette Makus (AMa), Dirk Freudenthal
(fr), Regina Müller (mi), Margret Sdrojek (sdr)

Layout: Dirk Riedstra, Hermannsburg

Verantwortlich:

i. S. des Nds. Pressegesetzes: Anette Makus

Redaktionsadresse: Ev.-luth.
Missionswerk in Niedersachsen
(ELM), Hermannsburg
Georg-Haccius-Str. 9, 29320 Südheide,
Telefon: 05052 69-235, Telefax: 05052 69-222,
E-Mail: mitteilen@elm-mission.net

Internet: www.elm-mission.net

Mitteilen-Abo online:

[www.elm-mission.net/ELM-service/mitteilenco/
abo-bestellen.html](http://www.elm-mission.net/ELM-service/mitteilenco/abo-bestellen.html)

Druck: MHD Druck und Service GmbH, Hermannsburg

Bankverbindungen für:

Rechnungen/Beiträge
Evangelische Bank
IBAN DE61 5206 0410 0000 6000 16
BIC GENODEF1EK1

Spenden

Sparkasse Celle
IBAN: DE90 2695 1311 0000 91 91 91
BIC: NOLADE21CEL

Bezugspreis:

Mitmachen erscheint vier Mal jährlich,
Einzelbezug kostenlos, Spenden erbeten
sowie als Beilage in Mitteilen.
ISSN: 1436-9397



Foto: Mirjam Laaser/ELM

Mitwirken

Äthiopien: Neue Projekte mit bewährtem Partner

Neben mehreren Projekten für Kinder (wie im Flyer in der Heftmitte) gibt es weitere neue Projekte, bei denen die Mekane-Yesus-Kirche um Unterstützung gebeten hat: So lernen junge Menschen in einem Zentrum des Kaffeeanbaus sowie des Goldbergbaus, sich vor einer Ansteckung mit dem Aidsvirus zu schützen. In einem weiteren Projekt werden die Bemühungen von Menschen unterstützt, ihre Felder vor Erosion zu schützen und geschädigte Flächen durch das Pflanzen von Bäumen und Gräsern zu sanieren.

Mit besonderem Blick auf Frauen und schutzbedürftige Jugendliche werden in Adigrat und Shimelba Familien begleitet. Einige müssen

Folgen ihrer Flucht aus dem Nachbarland Eritrea überwinden und eine neue Heimat finden. Andere Familien wohnen bereits dort. Diese werden ermutigt, Zuflucht und Schutz suchende Familien in ihre Gemeinschaft aufzunehmen. Für den Aufbau der eigenen Existenz erhalten sie brennstoffsparende Kocher; viele werden ausgebildet, um durch Geflügel- oder Bienenzucht, Gemüseanbau oder Pilzzucht den Lebensunterhalt verdienen zu können.

Diese Vielfalt neuer Projekte unserer Partnerkirche in verschiedenen Regionen Äthiopiens hat ein gemeinsames Ziel: Kinder und Familien sollen Chancen auf eine bessere und friedliche Zukunft erhalten.

Bitte sorgen Sie mit Ihrer Spende dafür, dass Menschen durch die Partnerkirche in Äthiopien ermutigt und unterstützt werden, mit den Folgen von Krankheit, Klimawandel oder Flucht umzugehen und nach vorne zu schauen.

Spenden: IBAN: DE90 2695 1311 0000 91 91 91 | Stichwort: „Äthiopien“

Das ELM unterstützt die Mekane-Yesus-Kirche bei verschiedenen Projekten in Äthiopien. Sollte mehr Geld eingehen, als dafür verwendet werden kann, verwenden wir Ihre Spende für Projekte weiterer Partnerkirchen.